



Bibliothek

Unterhaltung

und des

Wissens.



MAX BÜRKI

70/71.

ges

Best

Pfg.

die Erinne-
zur Veran-
er Hinsicht
gegeschichte.
hört ein
i Erscheinen
id durch die
en glänzlige
t etwa eine
Vorzüge in
id treue An-
liberen Auf-
sen Zusähen
n Wäke er-
geschichte —
lebt haben,
ern, Karten
denfalls ein
weisen Buch.

Kolportagehandlungen, Journalerpedienten zc. haben das erste Heft auf Lager und nehmen Bestellungen auf das Werk entgegen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Bibliothek
der
Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Humoreske „Pontac-Rur“ von Reinhold Ertmann.
Originalzeichnung von G. Zimmer. (S. 88)

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

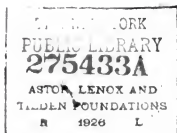
Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1896.
Sechster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Printed in Germany



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
<u>Jugendträume. Roman von Georg Hartwig (Fort-</u> <u>setzung)</u>	7
<u>Die Pontac-Kur. Humoreske von Reinhold Ortman .</u>	71
<u>Mit Illustrationen von G. Zimmer.</u>	
<u>Ihr Bruder. Novelle von Hellmuth Mielle</u>	110
<u>Das „armenische Palmyra“. Bilder aus der Königs-</u> <u>stadt Ani. Von Hans Gerstner</u>	169
<u>Mit 13 Illustrationen.</u>	
<u>Echließzeug. Kriminalistische Skizze von H. Oscar</u> <u>Klaufmann</u>	188
<u>Mit 11 Illustrationen.</u>	
<u>Im Kriegsministerium. Ein Beitrag zur Kenntniß</u> <u>unseres Heerwesens. Von Mr. Myers</u>	200
<u>Waidmannsheil! Jagdskizzen von G. Hellbrunn . .</u>	217
<u>Mit 13 Illustrationen.</u>	
<u>Wannigfaltiges:</u>	
<u>Der dicke Wessely</u>	235

Neue Erfindungen:

<u>I. Die leuchtende Tinspe</u>	<u>237</u>
<u>Mit Illustration.</u>	
<u>II. Der Fußwärmer „Lebensstrom“</u>	<u>238</u>
<u>Mit Illustration.</u>	
<u>Strafe für das Plaudern in der Kirche</u>	<u>239</u>
<u>Ein im Winter brütender Vogel</u>	<u>239</u>





Jugendträume.

Roman von Georg Hartwig.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Um fünf Uhr Nachmittags stand ein eleganter Landauer, der sogenannte Hochzeitswagen der Stadt vor der Thür der Hammer'schen Villa. Der Diener, vorläufig noch ein verkappter Musketier, im langen Gehrock, lehnte am Schlage.

Alwine hatte mit ihrem Herzen völlig Frieden geschlossen und zitterte wieder vor glücklicher Erregung, den Geliebten irgendwo auf der Straße zu erblicken. Hammer wartete, den Mantel um die Schultern gehängt, mit ihr gemeinsam auf der Treppenstufe. Er hatte es aufgegeben, Verhaltensmaßregeln in dieser oder jener Form zu geben, und duldete schweigend im Gefühl seiner Ohnmacht.

Endlich öffnete sich die Thür des Salons. Laura erschien in der Toilette einer Fürstin, die Audienz zu ertheilen beabsichtigt. Sie wollte den „Krähwinklern“ zeigen, was Schick sei. So rauschte sie, die Schleppe auf den teppichbelegten Stufen knisternd nach sich ziehend, an Hammer und Alwine vorüber, die langsam folgten.

Drunten überreichte der Hauptmann dem Kutscher die Liste der abzufahrenden Besuche. Der Diener kletterte

ungewandt auf den Boden, nachdem er die Thür donner-ähnlich zugeschlagen hatte, und fort ging es.

Zuerst zum Major.

Die Frau des Hauses, die Baronin v. Lieberfeld, war eine jener Frauen, die unter allen Umständen, auch im schlichten Hauskleide, vornehm aussehn.

Inzwischen hatten die zu Empfangenden das sehr hübsch ausgestattete Gemach betreten, und Frau Laura, welcher die „Baronin“ im Geheimen imponirte, ließ es sich angelegen sein, ihre lebenswürdige Seite herauszuführen.

Unglücklicherweise fragte der Major nach einem früheren Bekannten, Herrn v. Schlieffen, in Hammer's bisherigem Regiment, und wie ein Sturmwind brauste alsbald der angesammelte Haß in Frau Laura's Seele daher. Sie riß ihrem Mann förmlich das Wort von den Lippen.

„Den kennen Sie, Herr Major? Das ist ja der schrecklichste Mensch, der mir je vorgekommen ist! Eine alte Kokette! Macht sich geradezu lächerlich. Wenn er tanzt, sieht er aus wie der gestiefelte Kater. Man könnte Lachkrämpfe bekommen.“

„So?“ sagte Herr v. Lieberfeld, sich räuspernd.

„Seine Schwester war eine gute, eine sehr gute Bekannte von mir,“ setzte die Baronin nachdrücklich hinzu. „Sie fanden das auch, was Ihre Gattin uns da sagt, Hauptmann Hammer?“

„Keineswegs!“ erwiderte dieser, nur mühsam seinen Zorn bemeisternd. „Dieses Urtheil muß auf einer ‚angeborenen‘ Abneigung meiner Frau beruhen.“

„Was Dir nicht einfällt!“ lachte Frau Laura, ohne auch nur zu ahnen, welche Taktlosigkeit sie beging. „Die Schlieffen! Eine so verdrehte alte Jungfer! Möchte um ihr Leben gern noch einen Mann bekommen. Aber da beißt Keiner mehr an.“

„So?“ sagte Herr v. Lieberfeld gehöhnt. „Das ist ja merkwürdig!“

Da Laura die bedenkliche Wendung des Gespräches noch nicht durchföhlte und fortfahren wollte, schnitt die Baronin die Unterhaltung kurzer Hand ab, indem sie sich völlig Alwine zuwandte.

„Sie erinnern mich so lebhaft an Jemand, liebes Fräulein, nur kann ich diese Aehnlichkeit nirgends hinbringen. Du vielleicht, Arthur? Sieh nur 'mal die Augen!“

„Liebenswürdige Mädchenaugen gleichen sich alle in etwas,“ erwiderte Herr v. Lieberfeld verbindlich. „Wenn Du aber Fräulein v. Ferchow's Augen meinen solltest —“

Alwine war tief erröthet bei Nennung dieses Namens, was ihr allerliebste stand, besonders im Gegensatz zu Laura's wieder spitz und spöttisch gewordenem Gesicht.

„Sie werden da einen angenehmen Umgang haben, liebes Fräulein,“ fuhr die Baronin fort. „Fräulein Ariana ist ebenso schön als liebenswürdig und nebenbei sehr gefeiert.“

Sie war viel zu feinföhlend, um etwas von Privatverhältnissen Fremder zu beröhren, zum Beispiel eine bevorstehende Verlobung Ariana's mit ihrem Vetter Nädiger.

„Ich werde sehr gern Fräulein v. Ferchow's Bekanntschaft machen, Frau Baronin,“ versicherte Alwine leise und mit ihrer lieblichen Bescheidenheit, welche Hammer so warm und sänstigend in die offenen Wunden seines traurigen Ehelebens drang.

„Und Sie treffen gerade zur rechten Zeit ein. Man fahndet in Bonsdorf auf die blühende Jugend,“ scherzte der Major. „Offenen Armes wird man Sie dort empfangen. Sie springen geradenwegs in ein Theaterstück oder in eine Quadrille hinein.“

„Ach, nein!“ lispelte sie halb erschreckt von dieser Vorstellung ihr ganz unbekannter Dinge und halb beseligt von

dem Gedanken, dort vielleicht ungestört den Geliebten sehen und sprechen zu können. „Davon verstehe ich leider gar nichts, Herr Major.“

„Ich lerne Sie an,“ lachte Frau v. Lieberfeld, die Anwesenheit Laura's geüffentlich ignorirend. „Kleinigkeit! Hauptmann Hammer, Sie dulden als Soldat doch keine Furcht in Ihrem Hause, nicht wahr?“

„Ganz und gar nicht, gnädige Frau! Ihr Wunsch wird mir darin Befehl sein,“ scherzte er, Alwine zunickehend.

„Zuerst wollen wir einmal abwarten, wie mir diese Ferkhows gefallen,“ warf Laura ein, indem sie die Schleppe ihres kupferfarbenen Sammetkleides nervös an sich zog und anstand. Zum ersten Male hatte sie eben ein Gefühl bitteren Neides und offener Abneigung gegen das junge Mädchen empfunden.

Ihrer Erziehung und Veranlagung gemäß konnte sie kaum den Augenblick erwarten, Alwine ihren Aerger rücksichtslos fühlen zu lassen.

„Das sollte mir fehlen, diese Heuchelkage noch lange in meinem Hause zu behalten,“ murmelte sie, im höchsten Grade mißvergnügt die Treppe herabsteigend. „Wollen Sie nicht lieber im Wagen fortgirren, Fräulein Alwine? Mir zieht es hier zu sehr.“

Weder Hammer noch Alwine, welche miteinander sprachen, hatten etwas Anderes gehört als den scharfen Ton ihrer Stimme, an den sie gewöhnt waren. Sie stiegen daher ruhig hinter ihr in den Wagen ein.

„Dieser Baron und diese Baronin v. Habenichts können sich mit ihren Schlieffens vergolden lassen,“ sagte Laura verächtlich.

Hammer zuckte die Achseln.

„Hast Du noch nicht bald genug von dieser Art Menschen?“ fragte sie, den hellen Strahl in seinen Blicken verwundert betrachtend.

Aber schon hielt der Wagen vor dem Regierungsgebäude.

In demselben Augenblick, als Hammer mit seinen Damen das weite Treppenhause betrat, kam der Präsident mit seinem Sohn an der Hand die letzten Stufen herabgeschritten. Seine vornehme Erscheinung machte einen tiefen Eindruck auf Alwine Hansen, welche kaum die Augen vor ihm aufzuschlagen wagte.

Als er die Familie erblickte, beschleunigte Herr v. Taburowsky seine Schritte in etwas, ohne die Hand seines Sohnes aus der seinen zu lassen.

„Es thut mir außerordentlich leid für meine Frau,“ sagte er in seiner halblauten Sprechweise, „daß sie den Vorzug nicht haben kann, die Herrschaften zu begrüßen. Eine Sitzung des Vaterländischen Frauenvereins hält sie etwas länger auf.“

Er hatte mit beobachtendem Blick die drei ihm fremden Gesichter prüfend überflogen. An Alwine blieben seine Augen einen Moment überrascht und interessirt haften.

Da der richtige Augenblick zu einer formellen Vorstellung verfehlt war, also keine Namen genannt wurden, sprach der Präsident jetzt mit mehr Höflichkeit als Ueberszeugung die Hoffnung aus, Frau Hammer trotz der Abwesenheit seiner Gemahlin die Treppe hinauf geleiten zu dürfen.

Sie dankte liebenswürdig genug für ihre Mißlaune, da sie wohl bemerkte, daß Herrn v. Taburowsky's Blick immer von Neuem über Alwinens Gesicht glitt.

Diese selbst beachtete es nicht, daß ihr Taschentuch dem seidenen Mufffutter entglitt und eben jetzt an ihrem Kleide zu Boden fiel.

Hans v. Taburowsky machte sich hastig von der Hand seines Vaters los und sprang zu ihr.

„Da!“ sagte er lächelnd und hielt ihr das Tuch entgegen.

„Ich danke sehr!“

Sie nahm seine schlanke Knabenhand in die ihre, halb verlegen, halb scherzend. Sein auffallend schönes Gesicht fesselte ihre stille Bewunderung.

„Er heißt Hans, mein Fräulein,“ sagte Herr v. Taburowsky. „Wie Sie sehen, gleich bereit, Freundschaft zu schließen.“

„Wirklich?“ lächelte Alwine, sich zu ihm niederbeugend, so daß sich ihre beiden Gesichter einen Moment nebeneinander befanden. „Das wäre hübsch, lieber Hans!“

Hans nickte lebhaft. „Wenn Sie es erlauben —“

Der Präsident hatte die Frage, welche er gerade an Hammer richtete, mitten abgebrochen. Sein Blick hing mit grübelnder Schärfe an den beiden lächelnden Gesichtern.

Laura, welche dies bemerkte und nachgerade anfing, ein Wesen zu hassen, das die Aufmerksamkeit aller Fremden auf sich zog, wandte sich jetzt in ihrer stürmischen Weise zu Herrn v. Taburowsky.

„Wir wollen Sie nicht länger aufhalten, Herr Präsident. Nur noch unsere Empfehlungen auftragen!“

Damit stieg sie eiligst in den Wagen. „Bitte, Fräulein Alwine! Trennen Sie sich gefälligst!“

Das junge Mädchen drückte die Hand ihres neuen Freundes noch einmal, bevor sie rasch gehorchte. „Adieu, Hans! Und wir werden uns auf der Straße schon gut erkennen!“

„Das dachte ich!“ rief der Knabe ihr heiter nach.

Da rollte der Wagen davon.

Herr v. Taburowsky sah ihm einen Moment mit zusammengesetzten Brauen nach, dann preßte er seines Sohnes Rechte in die seine: „Komme, Hans!“ und ging mit ihm die große Straße hinab in's Freie.

Bergebens schauten Alwinens braune Augen durch die beschlagenen Wagenfenster Straße an, Straße ab, wohin

die Besuchsliste sie just führte. Rüdiger ward nirgends sichtbar. Einmal glaubte sie seine Gestalt erkannt zu haben, und ein Aufschrei der Angst und der Liebe, kaum erstickt von dem Muff, welchen sie gegen die Lippen drückte, stieg aus ihrem hoffenden Herzen empor. Tieferröthend sah sie Hammer's Blick, durch die ungewohnt heftige Bewegung angezogen, überrascht forschend auf sich ruhen.

„Sagen Sie 'mal, Fräulein Alwine,“ wandte sich Laura mit festem Aufwerfen ihres Stumpfnäschens gegen das verlegene junge Mädchen, „wie hoch veranschlagen Sie eigentlich das Vergnügen Anderer, Sie bewundern zu dürfen?“

Das junge Mädchen hatte den Sinn dieser Frage gar nicht, von den Worten nur die Hälfte erfaßt, da sie in demselben Augenblick ihren Irrthum in Betreff Rüdiger's erkannte; sie erwiderte deshalb harmlos: „Ich wußte doch nicht, wer mich bewundern sollte! Was ist an mir zu bewundern? Ach, lieber Gott!“

„Na, es scheint doch, daß Sie sich weiter nicht unglücklich darüber fühlen!“

Hammer wünschte sich jetzt in die Unterhaltung ein, und es gelang ihm, den Eindruck dieser Bemerkungen alsbald bei Alwine zu verwischen.

Endlich hielt der Wagen wieder vor der Villa. Sie waren nirgends mehr angenommen worden.

Franz Hammer verharrete einige Sekunden in Nachdenken versunken neben seiner Zimmerthür, während die Damen schweigend die Treppe hinaufschritten. Endlich machte er einen entscheidenden Schritt, seiner Gattin nachzueilen, wandte sich aber ebenso rasch auf dem Absatz um und trat kopfschüttelnd in sein Zimmer. —

Am nächsten Nachmittag fuhren sie nach Borsdorf.

In Erwartung dieser Fahrt hatte Alwine kaum die Augen schließen können. Furcht und Sehnsucht, Hoffen

und Zweifel erhielten ihre junge Seele in schwebender Pein. Aber in ihre Scheu vor den einflußreichen Verwandten ihres Verlobten mischte sich doch bräutliche Glückseligkeit und ein gewisser Stolz, mit einem so süßen Geheimniß vor dieselben hintreten zu können.

Sie sah in dieser stummen Gefühlskumgebung so lieblich aus, daß Franz Hammer mit einer ihn selbst überraschenden Spannung den immer auf's Neue sich erzeugenden Wechsel ihres Gesichtsausdrucks verfolgte. Laura gewahrte es wohl. Sie war jetzt fest entschlossen, lieber der Prahlerei mit einer Gesellschaftsdame zu entsagen, als sich von dieser überall in den Hintergrund schieben zu lassen. Am ersten April sollte sie spätestens fort.

Bald war man am Schlosse angelangt. Herr v. Ferchow, sehr erfreut, den stillen Nachmittag durch diesen Besuch angenehm unterbrochen zu sehen, empfing die Komenden mit all' der schlichten Gemüthlichkeit, welche einen Grundzug seines Charakters ausmachte.

„Ein vortrefflicher Einfall, meine gnädigste Frau,“ sagte er, Laura's Hand küßend, „uns einsamen Landbewohnern einen Tag liebenswürdig zu verschönern. Sehr willkommen, Herr Hauptmann! Und nun gar hier!“ scherzte er, Alwinens Rechte erfassend. „Als ob Sie gewußt hätten, daß in Bousdorf junge Damen immer die erste Rolle spielen, mein verehrtes —“

„Mein Gesellschaftsränlein!“ warf Laura von oben herab ein. Herr v. Ferchow hörte nicht darauf, da in diesem Moment seine Gattin erschien.

„Frau! Wo steckt denn Ari?“ rief er. „Hier ist eine junge Dame, die sie in unsere Pläne einweihen kann und die sich, wie ich hoffe, auch von ihr gewinnen lassen wird. Schöne Geschichten werden Sie hören, mein kleines Ränlein, schöne Geschichten! Man will ganz Bousdorf auf den Kopf stellen, denken Sie nur!“

Herr v. Ferchow rastete nicht eher, als bis seine gefällige Gattin hinausgegangen war, um sich persönlich nach ihrer Tochter umzusehen.

Alwine glaubte das Alles im Traum zu erleben. Ihre Furcht vor diesem allmächtigen Dunkel, dem Lenker ihres Geschickes, war gewichen. Sie vermochte es, ihre Augen vertrauend zu ihm aufzuschlagen. Eine Stunde schwebte ihr vor, wo sie dieses gütige Mäurerantlitz sich während ihren Bitten zuneigen sah.

„Ari ist eben aus dem Park zurückgekommen. Gleich wird sie hier sein,“ sagte Frau v. Ferchow eintretend. „Sie werden uns doch den Abend schenken, gnädige Frau?“

„Zu meinem großen Bedauern erwartet man mich zum Kriegsspiel,“ erwiderte Hammer an Laura's Statt.

„Ewig euer dummes Spiel! Was das für ein Kindervergnügen ist!“ rief Frau Laura, sehr verdrießlich darüber, nicht in Borsdorf bleiben zu können.

„Ein Frauenurtheil, Herr v. Ferchow!“ suchte ihr Gatte den überraschenden Eindruck dieser Worte abzuschwächen.

Alwine sah unausgesetzt nach der Thür, durch welche Ariana erscheinen sollte. Wie mochte sie aussehen? War sie stolz und hochfahrend, oder lieb und gut? Verstoßen drückte sie die Rechte gegen ihre Brust, als könne sie dadurch das fieberhafte Herzklopfen besänftigen, welches die Farbe in ihre Wangen trieb und daraus verschonte.

Jetzt näherten sich Schritte. Noch eine flüchtige Minute — und Ariana stand im Gemach.

Beim Anblick dieses wundervollen Frauenbildes hatte Alwine unbewußt das Gefühl der großen Gefahr, welche ihrem Glück drohte. Es rann ihr wie ein eisiger Schreck durch den jungen Körper, als ob mitten in ihrem Herzen etwas auseinander riß.

„Nun, mein verehrtes Fräulein,“ hörte sie Herrn

v. Ferchow's freundliche Stimme an ihr Ohr dringen, „jetzt kommen auch Sie zu Ihrem Recht. Meine Tochter Ariana!“

Man hörte den Vaterstolz hell durch diese Worte klingen.

„Willkommen in unserem lieben Bonsdorf!“ sagte Ariana, Alwine die Hand reichend. Ihre blauen Augen überflogen die Gesichter der Fremden, während Laura, von dieser Erscheinung verblüfft, etwas unsicher sagte:

„Mein Gesellschaftsfräulein!“

Flüchtig ruhten die klaren Sterne, welche Rüdiger bis zur Anbetung liebte, noch einmal auf den spitzen Zügen der jungen Frau, dann hatte Ariana ihr Urtheil gewonnen und nickte Alwine lächelnd zu.

„Wollen Sie in meinem Zimner mit mir plaudern? Kommen Sie, wir sind da ganz unter uns!“

Wie klein, wie nichtsbedeutend kam sich Alwine plötzlich inmitten dieser Familie vor. So bar aller Hoffnung, welche sie hierher getragen, daß sie laut Rüdiger's Namen hätte anrufen mögen, sie aus dieser Qual zu erlösen.

Ariana, von der unbewußten Anmuth und Reinheit des jungen Mädchens angezogen, legte freundlich ihren Arm um deren Schulter.

„Wir gehen, Papa! Ich werde Fräulein —“

„Alwine Hansen,“ flüsterte diese verlegen.

„Also, ich werde Fräulein Hansen inzwischen in unsere Pläne einweihen.“

Vor demselben flackernden Kaminfeuer, in einem der niedrigen Sessel, welche sie und Rüdiger am Heiligabend eingenommen, zog Ariana jetzt Alwine nieder. Sie sprach von Kostümen und Tänzen, Bildern und Lustspielen, wie eine glückliche Braut von ihrem Verlobungsfest plaudert, dabei ohne Aufhören das harmlos sich ihr anbietende Antlitz studirend, dessen leiseste Regung ihr Interesse erweckte.

Alwine, der solche Lustbarkeiten völlig unbekannte Dinge waren, willigte schweigend in Alles, was Ariana ihr in zarter Berücksichtigung ihrer abhängigen Lage vorschlug.

„Ich danke Ihnen, Fräulein v. Ferchow,“ sagte sie endlich bedrückt. „Sie sind sehr gütig. Aber meine Ungeschicklichkeit in solchen Dingen ist so groß —“

Ariana legte ihre weiße Hand auf Alwinens Arm. „An Ihre Ungeschicklichkeit glaube ich weniger als an einen angeborenen Hang zur Einsamkeit und Melancholie. Wir wollen Sie ja nicht zwingen, aber ich möchte Sie gern heiter sehen. Und wenn ich etwas dazu beitragen könnte, würde ich mich dessen freuen. Sagen Sie mir nur, wie konnte man ein so scheues Blümchen schon in's Freie verpflanzen! Das war ja grausam. Oder die Noth war grausam.“

„Nicht die Noth,“ flüsterte das junge Mädchen verlegen.

„Also eigener Wille? So muthig!“ lächelte Ariana. „Aber ich weiß, die meiste Seelenkraft verbirgt sich oft in einem zarten Körper. Man hat Ihnen gegenüber das Gefühl, mit keiner Voraussetzung in die Irre zu gehen. Jetzt schon würde ich es wagen, Ihrer Verschwiegenheit und Ihrem Edelstinn mein ganzes Vertrauen zu schenken. Wir werden gute Freundinnen werden. Wenn ich jetzt in die Stadt komme, weiß ich, wem ich mit meinem Besuch eine Freude mache.“

Alwine sah wie gebannt in dieses schöne, lächelnde Antlitz, dessen Annuuth ihr unvergleichlich dünkte. Warum sprachen diese Lippen nicht ein einziges Mal den Namen Müdiger aus? Zürnte sie ihrem Vetter? War er vielleicht nicht mehr gern gesehen in Borsdorf?

Diese Vorstellung verwirrte sie vollends. Sie hatte das Gefühl, als schritte sie mit verbundenen Augen auf einem unbekanntem Grunde.

„Meine Jugend,“ flüsterte sie leise, „meine sehr arme Jugend. Ich bin früh Waise geworden. Das heißt, nicht eigentlich Waise. Mein Vater lebt noch. Nur kann ich nicht bei ihm sein, weil er sehr krank ist. Mein Onkel sagt es.“

„Armes, armes Kind! Warum ist man so grausam, Sie nicht bei Ihrem Vater zu lassen? Gerade wenn er leidet, wäre Ihr Platz besser an seiner Seite, als in einem fremden Hause. Was kann Sie hindern, zu ihm zu gehen?“

„Er ist — im Irrenhaus,“ lispelte Alwine.

Ariana zog sie an sich und küßte sie, während Alwine in Thränen ausbrach.

Rüdiger hatte seit dem gestrigen Tage nicht eine Stunde der Ruhe gefunden. Was half es, daß er sich seines schwachmüthigen Zögerns halber einen Jämmerling nannte, daß er den Tag verwünschte, wo sein Mitgefühl ihn zu unglückseliger Stunde Alwine gegenüberführte, daß er jetzt bereute, nicht wenigstens ehrlich gegen Ariana gewesen zu sein?

Die eiserne Nothwendigkeit zwang ihn zum raschen und energischen Handeln. Ob grausam oder nicht, der Bruch mußte mit einem Schnitt geschehen und ohne jedes Geräusch.

So schrieb Rüdiger abermals — und zerriß den Brief. Zerriß alle Briefe, die er an Alwine schrieb. Auf diese Weise kam er nicht vorwärts, und er durfte doch die Sache nicht dem Zufall überlassen. Sein Uebergewicht über dieses zärtliche Mädchenherz konnte allein zum Ziele führen.

Deshalb entschloß sich Rüdiger am Nachmittage des nächsten Tages, Hammer seinen Besuch zu machen und unter irgend einem Vorwand eine ungestörte Besprechung mit Alwine herbeizuführen.

Nachdem er etliche Male vergebens und mit fiebernder Ungebuld an der Glocke gezogen, erfuhr er durch den Burschen, daß die ganze Familie ausgefahren sei. Wohin? Das wußte dieser nicht. Wann die Rückkehr zu erwarten? Ganz unbekannt. Der Herr Hauptmann habe aber heute noch Dienst.

Rüdiger fühlte, daß ihm das Blut siedend heiß zu Kopfe stieg. Ueberall fand er den Weg versperrt. Und ein bitterer Selbstvorwurf raubte ihm vollends die Geduld.

Während er die Treppe hinuntereilte, schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, Ariana's Großmuth und Liebe sich anzuvertrauen. Alle Fibern in ihm bebten. Es war ihm im Moment ganz gleich, was da geschah, nur geschehen mußte etwas. Er fühlte, daß er diese bleierne Unthätigkeit, diese martervolle Lage nicht mehr ertragen könne, daß er darüber den Boden unter den Füßen verlor.

Auf der Straße stand eine leere Droschke. Er sprang hinein. „Nach Bönsdorf!“

Das Vorfahren eines so bescheidenen Fuhrwerks mit dem Erben von Bönsdorf darin erregte das mißbilligende Erstaunen des alten Friedrich in nicht geringem Maße.

„Die Herrschaften sind allein?“ fragte Rüdiger.

„Nicht allein, Herr Assessor. Eine Offiziersfamilie ist anwesend.“

„Major v. Lieberfeld?“

„Nein, Hauptmann Hammer mit zwei Damen. Aber ich habe soeben das Anspannen bestellen müssen, sie werden also wohl nicht mehr lange dableiben.“

Rüdiger nickte. Ihm war, als habe ihm Jemand einen Schlag in's Gesicht versetzt. Alwine bei Ariana! Ein Geräusch klang ihm im Ohr wie Hohnlachen.

„Da will ich so lange warten,“ sagte er, und nur er allein wußte, welche Ueberwindung ihn dieser erzwungene Gleichmuth kostete. „Ich werde in das Arbeitszimmer meines

Dheims gehen. Ich habe noch eine Arbeit zu beenden, die ich ganz vergessen hatte und die mir auf dem Wege einfiel. Sagen Sie den Herrschaften später, daß ich da bin, wenn der Besuch fort ist."

Damit schritt er die Treppe hinauf. Auf dem Gange lauschte er flüchtig dem Stimmenschall, der aus dem Salon drang. Er konnte weder Ariana's noch Alwinens Stimme unterscheiden. So ging er in Herrn v. Ferchow's Arbeitszimmer, warf sich in den Sessel vor dem Schreibtisch und preßte seine heiße Stirn in die zitternden Hände.

Was jetzt?

Er sprang auf und schritt grübelnd durch das Gemach. Wie jetzt vor Ariana treten mit dem Eingeständniß, daß die, welche man soeben in Bönsdorf bewillkommnet hatte, gleiche Rechte wie sie selbst an ihn zu beanspruchen habe!

Mit leidenschaftlichem Ingrimm verwünschte er Hammer's Verletzung und diesen überstürzten Besuch in Bönsdorf, am ingrimmigsten aber seine eigene damalige Beihilfe, Alwine jußt in dieser Familie untergebracht zu haben.

Das Geräusch fortrollender Räder riß ihn endlich aus seinem finsternen Brüten auf. Er mußte die Nothlüge zu Ende führen.

So warf Rüdiger sich abermals vor dem Schreibtisch in den Sessel, nahm sein Taschenbuch heraus und begann ein paar gleichgiltige Notizen niederzuschreiben.

„Alex!“

Er wandte sich hastig zur Seite.

Ariana war leise eingetreten und stand, den braunen Plüschvorhang leicht emporraffend, von den Lichtstrahlen des Kronleuchters hell umschienen, wie ein glänzendes Bild in dem dunklen Rahmen.

Seine verzweifelnde Stimmung mußte dem überwältigenden Entzücken, dem berauschten Gefühl des Besizes weichen. Er konnte nicht ankämpfen gegen die Macht,

welche wie eine Sturmfluth über Alles hinweg brauste, was sich ihr entgegenstemmen mochte. Er fühlte nur Liebe und Liebess Sehnen, vertieft durch die vorangegangene Qual und heißer aufflammend nach der vorangegangenen seelischen Erschütterung.

Er stürzte zu ihr und umschlang sie so fest, daß sie leicht erbebt unter der Leidenschaft seiner Anbetung.

Mit ihrem süßesten Lächeln, erschreckt und beglückt zugleich, flüsterte sie: „Alex — mein Geliebter!“

Er vergaß die Welt in ihren Armen, — wie hätte er ein nichtsbedeutendes thörichtes Kind nicht vergessen sollen!

„Ich lebe nur in Deiner Liebe,“ flüsterte er, ihre glückstrahlenden Augen mit seinen Küssen schließend. „Oder ich höre auf zu leben. Du beherrschest meinen Sinn, und wenn Du ihn nicht beherrschen wolltest, müßte ich sterben.“

„O, sterben — Du!“ rief sie, ihn leidenschaftlich an sich pressend. „Mein Glück! Mein Stolz! Weißt Du denn nicht, daß Du allein in der Welt es vermöchtest, mein Herz zu brechen?“

Sie hatte ihr Haupt zurückgebogen. Es war strahlend schön in dem sprechenden Ausdruck unbegrenzter Zuversicht.

„So laß mich für Dich leben,“ flüsterte er. „Mit Deiner Liebe begann erst mein Leben. Bis dahin war mein Herz todt. An Deinem Herzen ist es erwacht, und nur an Deinem kann es leben.“

„Ah, sieh da! Der Junker v. Rüdiger und Fräulein Ari!“

Herr v. Ferchow war mit seiner Gattin lachend eingetreten und überslog das junge Paar mit zufriedenen Blicken.

„Na, was für neue Einrichtungen werden wir jetzt treffen, mein verehrter Schwiegersohn? Frau, ist's zu glauben! Hat er nicht Equipage daheim und kommt mit dem bewunderungswürdigsten Klapperkasten herausgefahren,

den man sehen kann! Ich fürchtete schon, Deine bejammernswürthe Rosinante würde im Gaststall verendet sein, aber Martin versichert, die Alte lebe noch."

"Ach, Onkel, was kommt es auf Pferde und Wagen an, wenn Ari und ich bei einander sein können!" sagte Rüdiger verlegen lächelnd und langsam aus seiner traumartigen Stimmung in die Wirklichkeit zurückkehrend. "Ich hatte jaust den Einfall —"

"Ja und noch einen zweiten, nicht minder gelungenen," scherzte Herr v. Ferchow gut gelaunt wie immer. "Dich hierher zu setzen und uns drüben allein zu lassen. Bitte doch Deinen Chef, daß er Dir immer einige Akten hier herauschicken läßt zum Durcharbeiten. Was, Ari?"

"Es wäre so übel nicht!" scherzte Ariana. "Da hätte ich ihn öfter. Du hast übrigens an der Bekanntschaft mit Frau Hauptmann Hammer nicht viel verloren, Alex. Eine gemüthlose Frau, die nur ihr eigenes Geld anzubeten scheint! Ich bedaure nur das arme, liebe Kind, welches gezwungen ist, in dieser bedrückenden Abhängigkeit geduldig auszuhalten."

"Na," warf Herr v. Ferchow zweifelnd ein, "ganz so schlimm wird's wohl nicht sein!"

Rüdiger empfand ein äußerst unbehagliches, ihn beengendes Gefühl. Alwine war unglücklich? Davon wußte er nichts. Sagte ihr die Stelle, in welche er sie Hals über Kopf hineingeschickt, nicht zu? Nun, dann konnte sie ja zu ihrem Onkel zurückkehren. Das war so einfach, so natürlich, so wünschenswerth, daß Rüdiger erleichtert aufathmete.

"Hammer sagte, er sei ein Jugendbekannter von Dir," fuhr Herr v. Ferchow fort.

"So ist's! Ich habe ihn seit meiner Rückkehr übrigens schon gesehen."

"Ich glaube," fiel Frau v. Ferchow mit ihrer milden

Stimme ein, „daß Ari das Richtige getroffen hat, Moriz. Frau Hammer ist keine gut erzogene Frau. Und ich bewundere da Manches.“

Sie sah sich nach ihrer Tochter um, die nebenan im Zimmer ein offenstehendes Fenster schloß.

„Der Hauptmann macht nicht den Eindruck eines glücklichen Ehemannes. Nach seinem ganzen Auftreten und seiner Sprechweise gehört er nicht zu dieser Frau. Zwischen den Beiden steht ein junges, unerfahrenes, sehr anziehendes Mädchen, ein halbes Kind —“

„Wirklich charmant, die Kleine!“ schaltete Herr v. Ferchow ein. „Zielt mir wieder mitten in's Herz!“

„Das magst Du wohl sagen,“ lächelte Frau v. Ferchow ohne eine Ahnung, was während dieser Unterredung in Rüdiger's Gewissen vorging. „Wenn aber Hauptmann Hammer das nun auch sagte?“

„Er würde es nicht wagen!“ Rüdiger hatte seine Gedanken ausgesprochen, hervorgestoßen, ohne es zu beabsichtigen.

„Ach, er denkt nicht daran!“ scherzte Herr v. Ferchow. „Fällt ihm gar nicht ein. Wie kannst Du Alexander's Jugendfreund so verdächtigen. Du siehst ja wohl, daß er es übelnimmt!“

„Nicht doch!“ bat Frau v. Ferchow nachgiebig wie stets. „Aber es ist ein eigen Ding um den Ruf eines jungen Mädchens. Als Mutter denkt man etwas schroffer darin, vielleicht zu ängstlich. Indessen von Seiten Derer, die ein so junges, unerfahrenes Kind in solche Verhältnisse schicken, sollte doch mehr Vorsicht angewendet werden.“

Ariana kehrte zurück und trat an die Seite Rüdiger's. Er streckte die Hand nach ihr aus, aber sein Blick suchte den Boden.

„Sprecht ihr von Fräulein Hansen?“ fragte sie. „Ja? Alex, wenn Du sie kennen lernst, wirst Du mir Recht

geben. Ein wahres Weilschen!“ Sie wandte das Haupt. „Papa, Du möchtest Dein Zimmer jetzt wohl für Dich allein haben?“

„Na, wenn's für ein halbes Stündchen sein kann. Der Rentmeister kommt gleich.“

„Dann nehme ich Alex mit mir an mein Kaminfeuer. Kommst Du mit, Mama?“

„Geht voran, Kinder, ich komme bald nach,“ erwiderte Frau v. Ferchow. „Nur eine kleine Wirthschaftsangelegenheit möchte ich noch erledigen.“

Rüdiger und Ariana gingen Arm in Arm. Die Sessel vor der flackernden Kamingluth standen noch so, wie die beiden jungen Mädchen sie vor Kurzem verlassen hatten. Ein weißer Gegenstand lag daneben auf dem Teppich.

Ariana hob ihn auf. „Sieh! Da hat die Kleine ihr Taschentuch liegen lassen!“

„War sie in diesem Zimmer?“ fragte er, und wieder faßte ihn das Gefühl, als hüße der Boden unter ihm seine Unbeweglichkeit ein. „Nahmst Du sie mit hierher in Dein, in unser Heiligthum?“ Seine Lippen lächelten, aber er fühlte sich elend, doppelt elend nach der vorher empfundenen Glückseligkeit.

„Weil sie mir leid that die Kleine. Da, setz Dich! Dort saß auch sie. Setz Dich doch, Alex! Ich glaube gar, Du bist eifersüchtig auf Deinen kleinen Sessel?“

Sie hatte sich bereits in ihren Sitz geschmiegt, die schmalen Füße auf den Kofst gelehnt, und zog ihn glücklich lächelnd neben sich nieder.

„Du! Wie lange willst Du Dich noch bitten lassen?“

Er gehorchte rasch. Als in diesem Augenblick ein knorriger Ast, von der züngelnden Flamme allmählig verkohlt, mit lautem Knall mitten durchbarst und ein Funkenheer blitzend und knisternd zum finsternen Schlot hinaufwirbelte, empfand er förmlich eine Anwandlung von Schwindel.

Ariana bewegte das Tuch spielend in der Hand. „Wirklich noch feucht! Armes Kind! Fühle nur! Ganz romantisch — ein von Mädchenthänen feuchtes Tuch!“

Sie hatte es in seine Rechte gelegt. Die feuchte Kühle, welche er verspürte, durchschauerte ihn mit Unbehagen, machte ihn frösteln. Er schleuderte das Tuch neben sich auf die Erde.

„Laß uns von unserer Liebe sprechen!“ sagte er und zog sie an sich. Aber er konnte die süßen Worte nicht wieder finden. Und sie schwieg, an ihn gelehnt.

„Du interessirst Dich so warm für diese Fremde —“ begann er plötzlich, wie aus tiefen Sinnen erwachend.

„Das thue ich aufrichtig. Sie ist es werth, daß man sie lieb hat. Sie wird fortan in mir eine Freundin finden, die erste, welche sie besitzt in ihrem armen Dasein. O, es war armselig! Dieser gewissenlose Dheim!“

„So tief hat sie Dich gleich in ihre Verhältnisse eingeweiht?“

Wären ihre Gedanken nicht gerade bei Alwine gewesen, so würde der gezwungene, scharfe Ton dieser Frage Ariana nicht entgangen sein.

Rüdiger preßte seine Lippen zusammen. Morgen vielleicht schon erfuhren seine Verwandten, erfuhr Ariana selbst, von Hammer oder dessen Frau, daß er ihnen Alwine als Hausgenossin empfohlen habe. Was dann? Wie sollte er das völlige Verleugnen seiner früheren Bekanntschaft mit ihr dann erklären? In welchem Lichte würde es sich darstellen? Er fühlte, daß seine Stirn sich feuchtete. Er sah keinen Ausweg, wenn er ihn nicht in Alwinens Liebe fand. Er hob das Taschentuch vom Boden auf und steckte es in die Brusttasche.

„Ich werde es morgen zurückerstatten, wenn ich Frau Hammer meinen Besuch mache. So nehme ich euch die Mühe ab.“ Seine Stimme klang jetzt ruhig und ent-

schlossen. „Im Uebrigen freue ich mich, daß Fräulein Hansen sich auch euere Sympathie erworben hat.“

„Du kennst sie?“ fragte Ariana überrascht. „Davon sagte sie nichts.“

Er preßte Ariana an sich, als könne sie ihm entrisfen werden. „In dem Städtchen, wo ich am Gericht arbeitete, wohnte ich mit ihrem Onkel in einem Hause. Ein widerwärtiger Mensch!“

„Ja, das muß er sein, wie hätte er sonst ein so armes, schutzloses Wesen allein hinaus schicken können in das erbarmungslose Leben!“

„So könnte man unter anderen Verhältnissen zweifellos urtheilen, indessen wie die Dinge nun einmal liegen, wird sie sich überall glücklicher fühlen als zwischen einem herzlosen Oheim und einer zänkischen Haushälterin.“

Er hatte so vollkommen ruhig, überlegen und ernst gesprochen, daß Ariana einverstanden nickte. „O, gewiß! Wer wollte daran zweifeln! Aber mußte es nun gerade diese Familie sein, zu welcher sie ihre Zuflucht nahm? Armes Kind!“

„Dein Mitleid ist das eines Engels!“ Er preßte sie an sich, indem er ihre weißen Finger leidenschaftlich gegen seine Lippen drückte. „Hammer's Wunsch —“

Die Thür öffnete sich. Frau v. Ferchow trat freundlich nickend zu den Beiden, und der Saß, welchen Müdiger begonnen, blieb unvollendet.

10.

„Herr v. Müdiger ist hier gewesen in unserer Abwesenheit!“ rief Frau Laura, als sie in den Salon trat, wo zwei Karten auf dem kostbaren Mosaiktisch lagen. „So ungeschickt zu kommen! Ich hätte ihn gern gesprochen, diesen Herrn.“

Sie warf die Visitenkarte in die Marmorschale und

machte sich mit ihren kurzgeschnittenen Haaren vor dem Pfeilerspiegel zu schaffen. So sah sie nicht, daß Alwine, an welche diese Worte gerichtet waren, bis an die Wurzeln ihrer braunen Haare erröthete und mit sichtlich bebender Hand in die blauen Stofffalten des Thürvorhanges griff.

„Da muß er natürlich gerade kommen, wenn ich nicht zu Hause bin! Ich hätte seine Meinung gern noch einmal persönlich gehört.“ Sie wandte sich hastig um. „Es war doch wohl nur Ihr Scherz, Alwine, dieser unausstehlichen Ariana v. Ferchow eine Zusage zu geben! Wir Beide können doch wohl nicht zusammen mitwirken! Ich habe wenigstens genug mit meiner eigenen Toilette zu thun. Und Ihr Oheim dürfte etwas zähe sein im Geldpunkt.“

Alwine hatte auf diese Worte kaum gehört. Sie sah starr zu den beiden Karten hinüber, die seinen Namen trugen. Sie verließ das Zimmer, ohne zu wissen, daß man eine Antwort von ihr verlangte, und schloß sich in dem ihren ein. Dort, unter einem Strom glücklicher Thränen, sank der herzbeklemmende Druck, welcher sie seit ihrer Ankunft in Borsdorf nicht mehr verlassen hatte, wie hinweggethaut von ihrer jungen Brust.

„Unverschämt!“ murmelte Frau Laura zornentbraunt, als sie ihr „Gesellschaftsfraülein“ verschwinden sah, riß die Thür zum Flur auf und eilte die Treppe hinunter.

Ihr Vatte stand in seinem Zimmer zum Ausgehen bereit, die Mütze in der Hand. Bei ihrem Anblick konnte er sich eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren. Er wandte sich um, ob der Bursche noch im Schlafgemach anwesend sei, und schloß vorsichtig die Thür.

„Was ist?“ fragte er dann zurückkehrend. Er wußte aber im Voraus, was da kommen sollte.

„Ich wollte Dir nur sagen, daß ich dieser Gesellschafterin, welche Herr v. Rüdiger mir da gütigst in's Haus

geschleppt hat, jetzt den Laufpaß geben werde. Und zwar sogleich. Vielleicht hast Du die Gnade, mir die Kündigung abzunehmen. Die Wirkung würde eine größere sein bei dieser Rage.“

Er hatte einen Augenblick schweigend zu Boden gesehen. Dann sagte er ruhig: „Weshalb?“

„Weshalb?“ Ihre grauen Augen nahmen einen scharfen Glanz an. „Weil ich erstens keine Lust habe, mich von dieser ewig erröthenden Heuchlerin überall in den Schatten stellen zu lassen, und weil ich zweitens keine Lust habe, Deine Angebetete mit durchzufüttern.“

„Pfi!“ sagte er und wandte sich angewidert zum Fenster.

Sie lachte kurz auf. „Ja, so etwas hört man nicht gern! Aber diesem Herrn v. Rüdiger werde ich den Text noch besonders lesen, uns dieses kokette Geschöpf empfohlen zu haben, das so thut, als ob es nicht bis drei zählen kann. Ja, wahrhaftig, man sollte glauben, sie könne kein Wässerchen trüben, dabei läßt sie sich von Dir so unverschämt den Hof machen —“

„Schweig!“ rief er empört. „Wenn Du nicht so viel Bartzgefühl hast, Dich in die Lage dieses armen, hilflosen Mädchens hineinzuversetzen, so solltest Du wenigstens so viel Achtung vor dem Namen haben, den Du trágst, um mir nicht solche Verdächtigungen in's Gesicht zu schleudern — aus purem Neide, denn man zwingt Dich eben jetzt, einzusehen, daß Anmuth und Weiblichkeit höher gelten, als Dein Vermögen.“

„Ah so!“ Sie zog die schmalen Lippen zu ihrem gewohnten spöttischen Lächeln, nur noch etwas spitzer zusammen. „Nun, dann werde ich mir erlauben, dem Fräulein zu sagen, daß ich so viel Anmuth und Weiblichkeit in meinem Hause nicht gebrauchen kann, und daß ich Herrn v. Rüdiger keine Donna —“

„Du wagst es, auch noch diese Beschuldigung auszusprechen?“

„Ach, Du glaubst, dieser flotte Assessor hätte so ohne weitere Veranlassung ein junges Mädchen irgendwo untergebracht, bloß aus Nächstenliebe zu ihr oder zu Dir? Nein, lieber Freund, hinter dieser Empfehlung steckt etwas!“

„Du irrst Dich. Sie hat den Namen Rüdiger nie erwähnt und kann sich nicht verstellen. Ich bin ein Mann, mein Urtheil ist sicherer als das Deine.“

„Nein, denn Du betest sie an!“ lachte sie scharf. „Ich aber nicht!“

Er war ganz nahe zu ihr getreten. „Und wenn ich sie verehere, wie ich es wirklich thue, wenn ich in ihr das verehere, was Du mir versagt hast, in Dir zu verehren, wer darf mich tadeln? Wer darf deshalb auf sie einen Vorwurf werfen? Wer hat mich gezwungen, das jämmerliche Dasein, welches meine Ehe mir bereitet, in der Gegenwart eines lieben, zartfühlenden Wesens zeitweise zu vergessen? Du selbst! Und darum hast Du kein Recht, Alwine Hansen zu verdächtigen. Ihr Herz ist dem meinen so wenig in Liebe zugeneigt, als mein Herz dem ihren. Ich schätze sie und bedauere sie, das ist Alles. Und wenn von ihrer Seite dieselben Gefühle für mich sprechen, so ist das ein Vorwurf, der Dir die Stirn vor Scham röthen müßte, nicht vor Gift und Groll.“

„So! Also das ist der Lohn für Alles!“ rief sie, den in ihr erwachten Selbstvorwurf fortspottend. „Für Alles!“

Er griff nach ihrer Hand. „Was nennst Du ‚Alles‘?“ fragte er scharf. „Daß Du Dich mir zum Weibe gabst?“

„Und noch etwas mehr!“ versetzte sie und dachte dabei an die Millionen ihrer Mutter.

Er ließ ihre Hand fahren. Welche Demüthigung für ihn! Er konnte es sich nicht verbergen, daß dieselbe

Frau, welche ihm diese verletzenden Worte entgegen geschleudert hatte, ein gewisses Recht dazu besaß, und das Gefühl des Widerwillens gegen sie war gemischt mit Selbstverachtung. Wer ihm eine Stunde wie diese einft vorausgesagt hätte!

Ein Bild stieg vor seinen Geistesaugen auf, das in der Zerrüttung seiner augenblicklichen Stimmung zum ersten Male lebendig ward, gleichsam aus ihr heraus geboren wurde. Er sah sich am Herzen eines anderen Weibes, heiter, glücklich, zufrieden. Dieses Bild leuchtete wie ein Meteor empor. Er erkannte die Züge dieses anderen Weibes. Sie waren sanft — Alwinens Züge waren es.

Die Sinnestäuschung schwaud. Er fuhr wie aus einem Traume auf.

„Es muß und soll klar werden zwischen uns,“ sagte er. „Wir haben uns Beide traurig verrechnet. Du schätest den Stand nicht mehr, der Dich lockte, und ich — ich verachte Dein Geld.“

„Und daran ist das Fräulein von Habenichts schuld, und darum soll sie mir aus dem Hause. Und darum werde ich mit euch Beiden nicht lange Federlesens machen!“ schrie Laura glühend vor Erregung. „Sie fliegt!“

„Sie wird in meinem Hause bleiben, bis sie es mit Anstand verlassen kann,“ versetzte er so bestimmt, daß sie für den Augenblick sich nicht zu widersetzen wagte. „Sie wird als die einzige Schuldlose zwischen uns nicht mit einem Makel behaftet davon gehen. Ich nehme sie von jetzt an unter meinen Schutz, da Du ihr den Deinen versagst. Und“ — er faßte drohend ihre Hand — „wehe Dir, schmälertest Du ihren guten Ruf, das Einzige, was sie besitzt.“

„Das wollen wir sehen! Wollen sehen, ob ich Herrin in meinem Hause bin!“ rief sie, nervös lachend. „Ob ich gezwungen werden kann, Deine —“

Er legte ihr die Hand auf den Mund.

„Schweig! Reize mich nicht — ich warne Dich! Sie nimmt Dir nichts, worauf Du noch einen Anspruch hättest — meine Liebe, meine Achtung, denn die besitzest Du längst nicht mehr. Wir sind fertig, miteinander. Wir Beide können nichts mehr miteinander zu theilen haben als — die Reue!“

Er griff nach seiner Mütze und stürzte aus der Stube.

Einige Sekunden sah sie ihm ebenso bestürzt wie schwer gereizt nach. Dann eilte sie an den Schreibtisch und begann mit fliegender Hast ein paar Zeilen auf's Papier zu werfen.

„Eine Freimarke darauf und sofort in den Briefkasten!“ rief sie dem Burschen zu, bevor sie wieder die Treppe hinaufstieg.

Der erste Frühlingswind brauste durch die Lande. Alwine hielt es im Hause nicht mehr aus. Sie mußte in's Freie. Die Hoffnung, Müdiger zu erspähen, duldete sie nicht länger daheim.

So eilte sie durch die lange Hauptstraße nach dem Marktplatz, dort zeigte sich ein regeres Leben. Aus den geöffneten Schulzimmern drängte die Jugend sich stürmisch in's Freie. Ueberall Lachen und Lärm und Bewegung.

Alwine war mitten in einen Haufen junger Leute hineingerathen, Primaner und Sekundaner des Gymnasiums. Ohne es zu wollen, mußte sie einen Theil der laut geführten Unterhaltung hören. Plötzlich zuckte sie zusammen. Ihr war, als hätte sie die Worte „Professor Hansen!“ vernommen. Ober war's eine Täuschung gewesen? Wer kannte ihren Oheim an diesem Orte?

Sie lauschte jetzt absichtlich. Aber der Stimmenschall ward allgemein. Sie unterschied nichts weiter. Die jungen Leute schritten rasch vorüber.

„Ich glaube doch ganz bestimmt — aber es ist ja nicht möglich,“ flüsterte Alwine und bog um die nächste Straßenecke.

Da kam ihr kleiner Freund, Hans v. Taburowsky, an der Seite einer Dame plaudernd dahergeschritten.

„Gewiß seine Mutter!“ dachte Alwine und wagte einen schüchternen Seitenblick auf die blasse, vornehme Frau in dem schwarzen Sammetmantel. „Wie schön sie ist, diese Frau Präsident!“

In demselben Moment hatte Hans seiner Begleiterin einige Worte zugeflüstert und lief dann Alwinen entgegen.

„Guten Tag, Fräulein!“ rief er, sein Pelzbarett höflich von den braunen Locken ziehend.

„Guten Tag, Hans!“

Frau v. Taburowsky, im Begriff, den Gruß des jungen Mädchens zu erwidern, stand plötzlich wie von einer unsichtbaren Hand gebannt, regungslos. Ihre Augen nur, die an Alwinens rosigen Antlitz hingen, bewegten sich.

Etwa eine Sekunde nur dauerte diese seltsame Starrheit, dann neigte Frau v. Taburowsky unmerklich das Haupt und schritt vorüber. Ihr schwarzes Seidenkleid hörte Alwine noch eine kurze Zeit hinter sich im Windhauch knistern und rauschen.

Hans war heute besonders gesprächig. Er hatte eine gute Klassenarbeit geliefert, das regte ihn an. Dabei verloren seine Züge die krankhafte Blässe, und ein feines Roth legte sich darüber.

Aber seine Mutter, sonst die Aufmerksamkeit selbst für jede Aeußerung ihres Sohnes, wußte auf dieselben heute nur spärliche Antworten zu geben. Als er, darob verwundert, sie am Ärmel zupfte, sank ihr Blick auf sein frisch gefärbtes Antlitz mit den braunen leuchtenden Augen, und ihr Fuß stockte abermals.

„Ich habe starkes Kopfweh heute,“ sagte sie und streckte

ihre Hand aus dem warmen Muff, die Hand ihres Sohnes zu ergreifen. „Wir wollen nun still voneinander nach Hause gehen.“ . . .

Die Sitzung war noch nicht beendet, der Präsident mithin noch abwesend. Frau v. Taburowsky übergab dem Diener die Sorge für den Knaben, welcher sich seiner winterlichen Ausrüstung zu entledigen strebte, und schritt in ihr Schlafgemach, ohne die Anwesenheit der Jungfer zu bemerken, welche ihr geräuschlos folgte.

Schweigend ließ sie sich Mantel und Hut abnehmen und rieb leise, wie um sich zu erwärmen, die Hände gegeneinander.

Endlich allein, blieb sie auf derselben Stelle stehen, wo sie gestanden, als die Jungfer das Zimmer verließ, regungslos vor sich hinstarrend.

Zu ihren Füßen spielten die Sonnenlichter auf dem bunten Teppichmuster und woben ihren unruhigen Glanz in die stumpfe Farbensülle kunstvoll verschlungener Arabesken. Dazu tickte die kleine Bronzenuhr auf dem Marmorsims des Kamins rastlos fort, als ob sie nicht eilig genug die winzigen Sekunden in's Grab der Vergangenheit werfen könne.

So wenig dieser Pendelschlag von Sentimentalität zu erzählen wußte, so wenig wußte Christiane v. Taburowsky davon zu erzählen.

Keine Frau auf Erden war weniger sentimental veranlagt als Frau v. Taburowsky. Aber die Begegnung mit Alwine hatte alte Erinnerungen in ihr wachgerufen, die sie nicht bannen konnte. Sich selber tabelte sie darum, daß mehr als dreizehn Jahre nicht genügt hatten, die innere Ruhe gegen ein Spiel der Sinne, des Zufalls unantastbar sicher zu stellen. . . .

Der Diener klopfte an die Thür. Der Präsident war aus der Sitzung zurückgekehrt und die Suppe aufgetragen

worden. Christiane sah betroffen nach der Kaminuhr. Eine halbe Stunde lang hatte sie regungslos auf derselben Stelle gestanden. Bei der ersten Bewegung faßte sie ein leichter Schwindel. Sie lehnte sich gegen den Tisch und etwas Essenz stärkte die übermüdeten Nerven. Dann begab sie sich nach dem Eßsaal.

In dem großen dreifensterigen Raum standen neben der gedeckten Tafel Herr v. Taburowsky und sein Sohn.

„Ich habe euch warten lassen,“ sagte Christiane schnell näher tretend. „Entschuldigt.“

„Die Mama hat Kopfschmerz,“ sagte Hans, seinen Vater anblickend.

„O!“ sagte der Präsident. „Du fühlst Dich nicht wohl?“

„Ganz wohl! Es ist schon vorüber.“

„Weißt Du, Papa, wen ich heute wiedergesehen habe?“ fuhr Hans fort, während er seinen Suppenteller leerte.

„Nun, wen denn?“

„Das Fräulein, das hübsche Fräulein, welches neulich mit dem Herrn Hauptmann hier war. Weißt Du, der ich das Tuch aufhob und die mich fragte, ob ich sie wohl wieder erkennen würde auf der Straße.“

„Ja, ich erinnere mich.“

„Ich habe sie aber gleich wieder erkannt heute. Nicht wahr, Mama? Ich zupfte Dich gleich am Ärmel und sagte: Das ist sie! Weißt Du, Mama?“

Der Präsident sah zufällig auf seine Frau, und es kam ihm so vor, als wechselte sie die Farbe. Und da wußte er, daß sie heute genau dasselbe gedacht und empfunden hatte, wie er lezthin im Dämmerlicht des Treppenhauses. Und er wagte nicht eine Frage laut werden zu lassen.

„Als sie uns kommen sah, die Mama und mich, wurde sie ganz roth, Papa,“ plauderte Hans weiter, den seine neue Bekanntschaft lebhaft interessirte. „Ich sagte: Guten Tag, Fräulein! — Wie heißt sie denn, Papa?“

„Ich weiß nicht, mein Sohn,“ erwiderte er ruhig.

„Ist sie die Schwester von Frau Hammer?“

„Wahrscheinlich!“

Frau v. Taburowsky sah jetzt lächelnd auf. Sie spottete über sich selbst und ihre Thorheit.

„Kleine Neugier! Wir werden sie Dir noch einladen müssen, damit Du Ruhe gibst. — Ist sie Dir als Schwester oder als was sonst vorgestellt, Engelhard?“

„Gar nicht. Die Situation war nicht darnach angethan! Wenn es Dir recht ist, machen wir morgen unseren Gegenbesuch.“

„Gewiß, ich bin bereit.“

„Du, Papa,“ fing Hans wieder an. „Weißt Du, wie unser neuer Direktor heißt? Er soll krank gewesen sein, aber nun kommt er bald, und wir sind Alle sehr gespannt auf ihn.“

„Du bist ja heute unerschöpflich an Neuigkeiten, Hans,“ sagte Frau v. Taburowsky lächelnd.

„Ich finde auch, Hans!“ scherzte der Präsident, froh, das Thema geändert zu sehen. „Du könntest eine Zeitung herausgeben damit. Nun also, wie heißt euer neuer Herr Direktor?“

„Professor Hansen heißt er, die großen Jungens haben es heute gesagt.“

Der Präsident sah einen Moment schweigend vor sich hin. Dann sagte er ruhig: „So! Also Hansen heißt er! Und kommt woher?“

Frau v. Taburowsky legte ihr Mundtuch auf den Tisch und erhob sich.

„Ich weiß nicht genau, Papa. Ich glaube irgendwo aus Pommern. — Darf ich jetzt auf's Eis gehen, Mama?“

Frau v. Taburowsky antwortete nicht sogleich. Der Name, den ihr Sohn genannt, hatte ihr einen Stich in's Herz versetzt. Nicht für sich selbst, sondern für den, dessen

ernstes Antlitz sie in diesem Augenblick nicht anzusehen vermochte. O, daß sie ihn hätte vertilgen können von dieser Erde diesen Namen, den das Geschick einst so innig mit dem ihrigen verbunden hatte!

Hans nahm die Hand seiner Mutter und küßte sie. Er stand zwischen ihr und dem Präsidenten und über ihn hinweg sanken Beider Blicke flüchtig ineinander.

„August wird mit Dir auf's Eis gehen,“ sagte Christiane, das sehnsuchtsvolle Weh, welches dieser ernste Blick in ihr entzündete, bewunderungswürdig verbergend. „Hörst Du, Hans?“

„Ja, Mama!“

„Gefegnete Mahlzeit, Engelhard!“

Herr v. Taburowsky reichte ihr die Hand. Wenn er diese weißen Finger einmal wieder an sein Herz hätte pressen können, um den fiebernden Schlag desselben zu lindern! Allein der Name, welchen sein Sohn harmlos genannt hatte, stand wie ein schwarzer Schatten zwischen diesem leidenschaftlichen Wollen und dem Können. Mit einem schweren Seufzer ging er aus dem Gemach.

In seinem Zimmer warf er sich auf die Chaiselongue. Er war ermüdet, wollte ruhen. Durch die Weite des Hauses von ihm getrennt, suchte Christiane auch den Schlummer, das wußte er. Und plötzlich stand ihm ihr Bild so lebendig vor Augen, daß er, von dieser wunderbaren Täuschung befangen, die Wimpern nicht zu heben wagte.

Ungeduldig strich er sich über die Stirn. Aber er konnte seine Gedanken nicht banuen wie sonst. Er fiel ihnen zur Beute. Er sah sich zurückversetzt in das flimmernde Chaos eines Maskenfestes, das ihm den ersten süßen Rausch in's Herz goß. Sich selbst sah er und die wundervolle Frau im griechischen Kostüm. Er hörte ihre Stimme, er küßte ihre Hände, er sprach zu ihr in glühenden Worten.

Maskenfreiheit! Sie sah ihn erschreckt an, doch wehrte sie ihm nicht. Da wußte er, daß sie ihn liebte.

Er wollte ihre Ehre hüten, und er hütete sie. Aber er verhütete nicht, daß er sich und sie durch seine Zurückhaltung der Verzweiflung nahe brachte, daß sie Mann und Kind als eine Fessel empfand, welche sie von dem ersehnten Ziele trennte. Das verhütete er nicht, daß ein Mann, der seine Gattin bis zur Aubebung liebte, von ihrer widerstrebenden Kälte bis in's Herz getroffen, über diese Wandlung den Verstand einzubüßen vermeinte. Auch verhütete er nicht, daß ein zartes Wesen die mütterliche Sorgfalt einbüßte, welche die Natur voraussetzte, als sie dieses hilflose Wesen zum Leben berief. Nur die Welt konnte er täuschen. . . .

Draußen wehte der Frühlingswind verheißungsreich an die hohen Spiegelscheiben. Er trieb die Gedanken des Träumenden weit ab in die schwankenden Schatten eines leuzgrünen Waldes, wo er die allein fand, die er bis zur Raserei liebte. Durch die Stämme wehte ein schwüler Wind; es raunte wie Stimmenflüstern in den dunklen Kronen, und es war, als schüttelten sie warnend ihre Häupter. Die Beiden aber, die Alles vergaßen, deren Herzen endlich aneinander schlugen, hörten weder Wind noch Namen.

An jenem Abend entfloß Christiane dem Hause ihres Gatten. Engelhard v. Taburowsky, der zu einer anderen Regierung versetzt worden war, geleitete sie.

Christiane war fortan der Sporn, der Inhalt, der Lohn seines Strebens und Daseins. Er hatte keinen andern Gedanken mehr, als sie mit seinem Namen, seinem Reichthum, seinem Range so hoch emporzuheben, daß keine Lästerzunge sich an sie heranwagte.

Sie fragte nie nach Denen, welche sie zurückgelassen, und ihm war die Nachricht ziemlich gleichgiltig, als er

zufällig erfuhr, daß der zur Kränklichkeit neigende Oberlehrer Hansen seine Pensionirung nachgesucht und sich mit seiner Tochter in ein Städtchen Pommerns zurückgezogen habe.

Sein Anwalt, welcher den Scheidungsprozeß in Christianens Austrag geführt, hatte aus Hartgefühl niemals von der Familie geschrieben oder gesprochen, welcher sie entflohen war. Herr v. Taburowsky selbst war schnell nach einander in verschiedene Provinzen versetzt worden. Hierdurch waren die Spuren der Vergangenheit mehr und mehr verwischt, so daß nach einiger Zeit kein Mensch mehr dieses einst viel besprochenen Vorkommnisses gedachte.

Und wenn eine Frau je veranlagt war, ihrer Persönlichkeit Geltung zu verschaffen, so war es Christiane v. Taburowsky. Niemand würde in dieser vornehm kühlen Frau das junge Weib wiedererkannt haben, das einst im Strudel rauschender Genüsse Ersatz suchte und Befriedigung für die klaffende Leere ihres ohne Neigung gefesselten Herzens. . . .

Ein schwellendes Dankgefühl ließ den Präsidenten eine Bewegung machen, als wolle er aufspringen und in das Zimmer eilen, wo die Frau ruhte, welche um feinetwillen dem Urtheil und dem Vorurtheil der Welt stolz die Stirn geboten hatte.

Aber ein neuer Gedanke bannte ihn an die Stelle. Würde er sie auch verehren, wenn Christiane ihn und sein Kind um eines Anderen willen so verlassen hätte, wie sie ihren ersten Gatten und ihre Tochter einst um ihn verließ? Er dachte an das schuldblose Lächeln, an die schuldblosen Thränen seines Sohnes — und ein eifriger Schauer durchraun seine Glieder. Wie war es möglich, daß sie ihr Kind aufgab?

Herr v. Taburowsky sprang auf. Sein Herz hämmerte wie im Fieber. Er fühlte und hatte es längst gefühlt, daß Christianens Thränen um das, was sie hingegeben,

diese in ihm wühlende Frage gelindert hätten. Aber sie weinte nie. Wie war es möglich, daß eine Mutter um ihr aufgeopfertes Kind nicht eine Thräne gefunden hatte? Hatte sie denn kein Herz? Liebte sie den Knaben, ihren Sohn, vielleicht auch nicht mehr, als das schüchterne kleine Mädchen, dessen Andenken selbst ihm unvergeßlich blieb? War sie wirklich völlig empfindungslos gegen das Gefühl, welches beim Anblick seines heiß geliebten Sohnes oft in seinem eigenen Herzen wach geworden und unterdrückt worden war um ihretwillen: gut zu machen an Christianens Tochter, was diese seines Sohnes halber entbehren mußte?

Herr v. Taburowsky fühlte kein Verlangen mehr, zu seiner Gattin zu eilen und sie an seine Brust zu ziehen. Der alte finstere Schatten war wieder trennend aufgestiegen zwischen ihnen. Er hauchte seinen kalten Athem über die Stirn des gedankenversunkenen Mannes, dem plötzlich und unvermittelt die Erinnerung zurückkam an jene braunen Mädchenaugen, welche ihm wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Augen seines Sohnes so wunderliche und unangenehme Empfindungen verursacht hatten.

11.

Alexander v. Rüdiger hatte bei seiner Anwesenheit in Bonsdorf die zwingende Nothwendigkeit begriffen, welche ihn nunmehr zum Handeln drängte. Er war entschlossen, sein Uebergewicht noch einmal geltend zu machen und Alwine zur Schonung ihrer Gefühle und zu seiner eigenen Sicherheit in das Haus ihres Oheims zurückzusenden, aus dem er sie nie hätte fortnehmen sollen.

Je näher der Moment der Entscheidung rückte, desto mehr bemächtigte sich Rüdiger's wieder die alte Unentschlossenheit. Sollte er schriftlich oder mündlich den unvermutheten Stoß gegen ein gläubiges Herz führen? Angesicht gegen Angesicht ließ sich jedenfalls die fatale Sache am ehesten

erledigen. Auf diese Weise blieb es ein Geheimniß zwischen ihnen, wie ihr Verlöbniß es geblieben war.

Rüdiger, das Taschentuch Alwinens bei sich tragend, stieg zur Mittagsstunde schweren Herzens die Stufen zur Wohnung Hammer's empor.

Der Diener öffnete. Rüdiger warf seine Karte auf den silbernen Teller und befahl, seinen Besuch bei Frau Hammer anzumelden.

„Die gnädige Frau läßt bitten!“

Rüdiger trat in den Salon, den ein starker Hyaziuthengeruch erfüllte, wandte sich aber noch einmal um und fragte, ob Fräulein Hansen im Hause anwesend sei.

„Das Fräulein ist vor einer Stunde spazieren gegangen und noch nicht zurückgekehrt.“

Der Druck auf seinem schuldbewußten Herzen nahm wieder an Gewicht zu. Er fühlte, daß er eine Katastrophe herbeiführen mußte um jeden Preis, daß er moralisch vernichtet sein würde, sähe er vielleicht morgen schon Alwine und Ariana arglos nebeneinander die Straßen durchschreiten.

„Guten Tag, Herr v. Rüdiger!“

Laura's scharfe Stimme entriß ihn dieser quälenden Vorstellung.

Er warf einen forschenden Blick über die Erscheinung der jungen Frau, welche Ariana so wenig gefallen hatte, und fühlte, daß deren klares Urtheil in nichts von dem Eindruck abwich, welchen die Tochter der reichen Holzhändlerswitwe in ihm selbst hervorrief.

„Sehen Sie sich, Herr Assessor — bitte!“ sagte Laura zu dem jungen Mann, dessen vornehme Haltung und äußeren Vorzüge den Verdacht, welchen sie hegte, nur lebhafter erweckten.

„Ich hatte mir schon einmal die Freiheit genommen, leider vergeblich,“ sagte Rüdiger, seinen Hut neben sich auf den Teppich stellend.

„Gestern, ja wohl! Da hatten Sie den Weg umsonst gemacht,“ erwiderte sie mit anzüglichem Lächeln. „Heute treffen Sie es auch nicht allzu günstig. Mein Mann und Fräulein Alwine sind nicht zu Hause.“

„Das bedaure ich um so mehr,“ sagte Rüdiger ruhig, obwohl ihn diese Anspielung erschreckte, „als ich zwei Aufträge an Fräulein Hansen auszurichten habe. Und zwar den einen von Fräulein v. Ferchow —“

„So? Nun, das können Sie halten, wie Sie wollen! Ich muß Ihnen offen gestehen, daß die Gesellschaftsdame, welche Sie uns damals zusandten, nicht vermocht hat, meine Anerkennung zu erringen.“

„Das zu hören, überrascht mich um so mehr,“ sagte Rüdiger, von Mitgefühl für die uneingestandene Demüthigung Alwinens erfaßt, „als die Bunsdorfer Damen noch gestern Gelegenheit nahmen, mich zu versichern, wie sehr ihnen Fräulein Hansen gefallen habe.“

„Nun, da sollen sie dieses Juwel nur zu sich heraus nehmen!“ lachte Laura kurz auf. „Aber bald! Ich kündige dem Fräulein übermorgen den Dienst.“

„Den Dienst?“ fragte Rüdiger mit scharfer Betonung. „So viel ich weiß, stellte Fräulein Hansen sich gegen eine solche Auffassung damals sicher, indem sie Gehaltsansprüche zurückwies.“

„Aber gegessen und getrunken hat sie doch bei mir,“ rief die junge Frau, deren eifersüchtiger Haß gegen Alwine sich ebenso aufblühte als ihr Zorn gegen den Vermittler. „Und kurz und gut, Herr v. Rüdiger, da Sie nun doch einmal die Mühe übernehmen, diese junge Dame unterzubringen, so thun Sie das nur anderswo. Ich will sie los sein.“

„Und Ihr Herr Gemahl? Ist er, der meine Vermittelung erbat, einverstanden mit einem so harten Urtheil, mit einer so harten Maßregel?“

„Sie scheinen den Schutz der Männer diesem Fräulein

gegenüber für selbstverständlich zu halten," lachte Laura böshaft. „In meinem Hause behalte ich jedoch, wen ich will. Und wen ich nicht will, den setze ich vor die Thür.“

Die Erregung streifte abermals den dünnen Lack der Pensionserziehung von ihr ab, und zeigte ihre Seele im Spiegelbild der Sprache.

Rüdiger erhob sich. Er war blässer geworden. Wozu hatte er Alwine verurtheilt! Und sie trug es geduldig, still, weil sie auf ihn hoffte.

„Ich glaubte und erwartete bestimmt," sagte er, „daß mir aus Ihrem Munde ein Dankeswort zu Theil werden würde, nicht diese Anklagen, denen meine Begriffe von Zartgefühl nichts entgegenzustellen haben als Bedauern, tiefes aufrichtiges Bedauern. Und zwar darüber, ein reines, bescheidenes Kind, wie Fräulein v. Ferchow Alwine Hansen gestern mit großer Wärme nannte, in diese Stellung, in diese Verkennung hineingeführt zu haben.“

„Dieses reine Kind ist eine ganz geliebene Kofette, mein verehrter Herr Professor! Und jede andere Frau wird gut daran thun, sie sich vom Leibe zu halten. Es wäre überhaupt angenehmer, wenn junge Mädchen von Frauen empfohlen würden, nicht von jungen Herren. Mein Mann —“

„Gnädige Frau," warf Rüdiger ein, „die Ehre eines jungen Mädchens ist ein heiliges Ding —“

„Ganz gewiß! Ich mache Ihnen auch keinen Vorwurf," rief Frau Laura einlenkend, denn sie fühlte, daß sie doch etwas zu weit gegangen sei. „Es ist schlimm, wenn sich sonst Niemand findet, der ein junges Mädchen empfiehlt. Auf Gehalt kommt es mir überhaupt nie an. Ich zahle freiwillig die höchsten Löhne. Wann wünschen Sie Fräulein Hansen zu sprechen?“

„Ich verzichte darauf," versetzte er, die Lippen zusammenschließend, verbeugte sich kurz und verließ den Salon.

Drunten auf der Straße kam ihm die Lage, in welche

er Alwine versezt hatte, so erdrückend zum Bewußtsein, daß er seiner damaligen leichtfertigen Handlungsweise, die Rolle der Vorsehung spielen zu wollen, das Verdammungs-urtheil sprach.

In diesem Moment bog eine schlanke Franengestalt rasch um die Ecke — Alwine! Sie erkannte den Heiß-ersehnten, den Geliebten augenblicklich und ein Gluthstrom des Glückes, der ihr in's Antlitze drang, zeigte ihm die Seligkeit ihres Herzens an.

Er fühlte sich elend davon, niedergeschlagen in seiner Willenskraft. Wie hätte er ihr jetzt in's Auge sehen, ruhig zu ihr sprechen können!

So that er, als habe er sie nicht erkannt, verließ das Trottoir und ging quer über die Straße hinweg in das nächste Haus hinein.

Einen Moment stand sie, von schreckhafter Betrübniß erfaßt, regungslos und verfolgte seine Gestalt. Dann drang ein Ruf über ihre Lippen — und dann zog sie den Schleier fest über ihr liebliches Antlitze, die aufquellenden Thränen zu verbergen, Thränen der Enttäuschung, nicht des Mißtrauens. Daß er sie nicht erkannt hatte, beweinte sie.

Langsam stieg Alwine die Stufen hinauf, welche Müdiger schweren Herzens soeben herabgekommen war. Frau Laura empfing sie in schlechtester Laune, da sie bemerkt hatte, daß ihr Gatte zufällig zu gleicher Zeit aus seinem Zimmer trat und neben Alwine die Treppe emporging.

„Ihr Herr v. Müdiger ist glücklich soeben zum zweiten Male hier gewesen — Ihr ethalben natürlich!“

Alwine hörte nichts von der schroffen Betonung der Worte, hörte nur, daß er sie abermals aufgesucht, abermals unsonst. Und Freude, nicht Verlegenheit überflog ihre Wangen purpurroth. Nun wußte sie ja, daß er sie gesucht hatte. Ob er ihr zürnte, weil es zweimal vergeblich gewesen war?

„Sie finden es wohl ganz natürlich,“ fuhr Laura fort, von diesem Schweigen nur mehr angestachelt, da sie sah, daß ihr Gatte das junge Mädchen unverwandt betrachtete, „daß dieser schöne Herr v. Rüdiger mir beinahe das Haus einrennt, um Sie zu sprechen? Machen Sie doch endlich ein Ende und lassen Sie sich von ihm finden!“

„Von ihm finden?“ fragte Alwine betroffen und zum ersten Male peinlich berührt. „Es thut mir leid, ihn nicht gesehen zu haben — sehr leid!“

„Wenn Sie etwas an Rüdiger ausgerichtet zu haben wünschen,“ sagte Hammer, „so biete ich mich gern als Ueberbringer an.“

„Das ist sehr hübsch von Dir,“ lachte Laura spöttisch und ringelte hastig die Schleife ihres Kleides über die Finger, „aber erst muß Herr v. Rüdiger sich seiner Aufträge persönlich entledigt haben, die er mir nicht anvertrauen konnte — aus Zartgefühl oder sonst einem zarten Gefühl. Fräulein v. Ferchow's Name lief auch dabei mitunter!“

„Wünschen Sie Rüdiger zu sprechen, wie er Sie allem Anschein nach zu sprechen wünscht?“ fragte Hammer ernst.

Alwinens Verwirrung stieg so hoch, daß sie glaubte, der Athem stocke in ihrer Brust. Ihr weiblicher Scharfblick durchbrach jäh die Schleier harmloser Unbefangtheit und zeigte ihr die Lage, in welche Rüdiger's Vermittelung sowohl als seine jetzigen Besuche sie versetzt hatten. Zugleich durchbebte sie unermessene Angst und unendliches Verlangen, an seine Brust zu flüchten, um Schutz zu finden vor der Noth der Welt. In Thränen ausbrechend, die sie weder verhindern wollte, noch konnte, verließ sie den Salon und eilte in ihr Gemach.

Laura sah ihr lachend nach, dann sagte sie spöttisch zu ihrem Gatten, der schweigend im Zimmer auf und nieder schritt: „Na, was sagst Du nun? Noch immer Madonna?“

„Gar nichts! Deine beleidigenden Worte hat sie mit Schamröthe beantwortet,“ erwiderte er, sich zur Ruhe zwingend.

„Ja, das glaube ich. Als mich diese albernen Menschen in Dingsda beleidigten um meines Geldes halber, das sie gern haben möchten und nicht haben, da bleibst Du stumm wie ein Fisch; aber wenn es sich um diese Henschelkaze handelt, da ist ein bezahlter Anwalt ein Stockfisch gegen Dich.“

„Gib diesen Ton auf!“ versetzte er gepreßt.

„Nun, diesem Herrn v. Rüdiger habe ich es wenigstens gründlich gegeben! Der kommt mir mit seinen Schlichen sobald nicht wieder!“

Er war auf sie zugegangen. „Das hast Du gethan? Gegen meinen Befehl? Gegen alles Recht und gegen Anstand und Sitte?“

„Ja, wahrhaftig! Und damit er nicht im Zweifel blieb, habe ich ihm gesagt, daß er seine Donna zum Ersten anderswo unterbringen möge.“

Er zitterte vor Entrüstung. „Und den Grund Deines Hasses?“ fragte er stockend. „Hast Du ihm den auch zu verstehen gegeben nach Deiner Art?“

„Auf meine Art oder auf sonst eine Art - verstanden hat er's! Ich will eure beiderseitige Angebetete nicht länger im Hause behalten.“

Er drehte sich, ohne ein Wort zu sagen, um und verließ das Zimmer.

„Warte nur, bis Mama kommt!“ rief sie hinter ihm her.

Er hörte es nicht mehr. Die Thür fiel bereits zu. Draußen stand er einige Sekunden unentschlossen, dann ging er auf Alwinens Zimmerthür zu und pochte an.

Sie rief „Herein!“ Wenigstens glaubte er es gehört zu haben.

Am Fenster stehend, den Kopf mit dem verweinten

Antlitz gegen die Scheiben gedrückt, schien sein Eintritt sie wenig zu kümmern.

„Ich komme —“ sagte er.

Nun wandte sie sich um, schlug aber die Augen nieder.

„Was haben Sie denn?“ fragte er weicher, als er je gesprochen hatte. „Weshalb weinen Sie denn? Was bedrückt Sie?“ Er umschloß leicht ihre Hand. „Fühlen Sie sich gekränkt?“

Sie nickte.

„Das müssen Sie nicht. Worte, auch beleidigende, sind so schnell ausgesprochen —“ Er blickte auf ihre frisch hervorquellenden Thränen, dann fuhr er langsamer fort: „Ich möchte gern ein offenes Wort mit Ihnen reden, wenn Sie darauf hören wollen. Eine Verpflichtung Ihrerseits liegt nicht vor. Eine Frage zunächst. Ich hörte damals“ — er vermied den Namen Rüdiger — „von einem Onkel, dem Ihre Anwesenheit unbequem war bei seinen gelehrten Reigungen. So war es doch?“

„Ja, gewiß!“ flüsterte sie, die warmen Tropfen von ihren Wangen trocknend. „Ich war ihm eine Last. Er hat mir bis jetzt auf keinen Brief geantwortet.“

„Sie wären nicht von ihm gegangen, wenn Sie ihm keine Last gewesen wären? Ich meine, wenn Sie Liebe oder nur Interesse von seiner Seite hätten voraussetzen dürfen?“

„Nein, nie!“

„So dürften Sie also im Falle — der Noth auch niemals auf seine Hilfe, sein Eingreifen rechnen?“

„O, nie!“ und wieder rollten die Thränen nieder.

„Weinen Sie doch nicht!“ bat er, durch ihre Antworten, mehr noch durch ihre sanfte und bescheidene Natürlichkeit von einer häßlichen Spannung befreit, und drückte ihre Finger fester in den seinen. „Ich will Ihnen ja nicht wehe thun. Wenn Sie denn keinen Menschen sonst haben,

der ihre Hilflosigkeit schützen könnte oder wollte, so nehmen Sie mich als Beschützer an. Aber besinnen Sie sich zuvor, ob Niemand" — er schwieg eine Sekunde — „Niemand Anderes das nächste Recht, also auch die nächste Verpflichtung dazu hat."

Sie dachte an Rüdiger, der ihr Alles war und Alles sein wollte, und doch nichts gethan hatte, als ihr das Versprechen des Schweigens abzunehmen.

„Seien Sie doch aufrichtig," drängte er, und ein aufstrebendes unbehagliches Gefühl verschärfte seine Stimme. „Es handelt sich um kein Kinderspiel — Ihre Thränen bezengen es."

„Ich will nicht mehr weinen," stieß sie hastig hervor und mit der Art eines Kindes, das die Wirkung nicht von der Ursache unterscheiden kann.

Es wurde Hammer plötzlich sehr warm um's Herz. „Die Frage ist nicht beantwortet," sagte er, aber er fragte nicht ein zweites Mal. „Wenn Sie meinen Schutz annehmen wollen, so müssen Sie mir auch Vertrauen schenken, sonst kann ich nichts thun. Wollen Sie?"

„O, sehr gern!" Ihre dunklen Augen schauten zum ersten Male zu ihm auf. „Ich war nur verwirrt — ich schämte mich —" Sie ward dunkelroth in der Erinnerung.

Er nickte. „So faßte ich es auf."

„Und weil ich nicht wußte, was ich Schlimmes gethan haben sollte," fuhr sie stammelnd fort, wobei das rührende Beben ihrer Lippen, das einst Rüdiger hinriß, diesen schuldblosen Mädchenmund zu küssen, reizvoll hervortrat, „weil ich kein böses Gewissen habe und Niemand je Böses angethan, wurde mir so sterbenstränig zu Muth —"

Er nickte. Ein Empfinden, wie er es nie gehabt, des Mitleids und der Scheu, erwärmte sein Herz. Er wagte nicht, mit einem unüberlegten Wort ihr wehe zu thun, so

zart und verletzbar erschien ihre Seele. Etwas wie Zorn erfaßte ihn, gedachte er Rüdiger's. Unbegreiflich fürwahr, daran geglaubt zu haben, daß ein junger Mann ausbarer Freundschaft sich so warm für eine Mädchenblüthe, wie diese, verbürgt haben könne! Wie unglücklich mußte er selbst gewesen sein, solch' eine Unwahrscheinlichkeit nicht kurzer Hand durchschaut zu haben, daß ihm dieselbe jetzt erst auffiel! War das Alwinens Schuld, oder seine, oder Rüdiger's?

„Ich wollte sie herzlich bitten —“ klang jetzt ihre Stimme an sein Ohr.

„Was wollen Sie?“ fragte er und schroffer, als er es selbst glaubte. Wenn sie ihn hintergangen in seinem guten Glauben und noch hinterging, woher hatte er dann das Recht genommen, den Argwohn seiner Frau so scharf zu verdammen?

„Mir nicht böse zu sein,“ brachte sie stammelnd hervor, nahm seine Rechte und drückte sie, wie die Rüdiger's an jenem verhängnißvollen Herbstabend, da sie auch mit ihrem Schmerz rang und Hilfe begehrte, an ihre Lippen.

Einen Moment war er so überrascht, daß er sie gewähren ließ. Dann sagte er hastig: „Was Ihnen in den Sinn kommt! Ich will Ihnen ja doch helfen, thörichtes Kind! Weshalb komme ich sonst zu Ihnen? Vertrauen Sie sich mir ruhig an.“

„Ich thäte es so sehr — so herzlich gern — sagte Ihnen alles, was mein Herz bedrückt, aber —“

„Also haben Sie doch etwas zu verheimlichen? Steht es in Verbindung mit Rüdiger?“

Sie schlug ihre Hände vor das Antlitz und wandte sich ab.

Er zuckte die Achsel und ging nach der Thür.

Sie eilte ihm nach. „Denken Sie an meine Bitte!“

„Sie müssen mir nun schon gestatten, in meinem Hause

nach eigenem Ermessen zu handeln," sagte er ruhig und verließ sie.

Er wußte nicht, was er thun sollte, was er thun durfte. Nach längerer Ueberlegung beschloß er, der Kündigung keinen Widerstand mehr entgegenzustellen. Um des Dankes willen, den Alwine sich um ihn verdient, wollte er dieselbe aber in der schonendsten Form und mit Sicherstellung ihrer Interessen vollzogen wissen, folglich sie selbst aussprechen.

Am nächsten Tage, am Sonntagvormittag, erwachte Frau Laura mit dem angenehmen Bewußtsein, ihre Räume heute den zahlreich zu erwartenden Gegenbesuchen öffnen zu können.

Zunächst beschloß sie, Alwine von dieser Feierlichkeit auszuschließen, um sich nicht die Laune verderben zu lassen.

"Machen Sie mit sich, was Sie wollen heute. Morgen sprechen wir uns weiter!"

Das junge Mädchen, ohne über den Inhalt dieser Worte nachzudenken, verrichtete ihre häuslichen Arbeiten lautlos wie immer. Als es zwölf Uhr schlug und Hammer in den Salon trat, ward sie blutroth, erwiderte flüsternd seinen Gruß und wollte sich zurückziehen.

"Bleiben Sie denn nicht hier, Fräulein Alwine?" fragte er, einen Blick auf seine Gattin werfend.

"Ich brauche kein Dekorationsstück weiter," sagte diese kurz. "Und am wenigsten Jemand, der vorgibt, öffentlich nicht bis drei zählen zu können!"

"So gehen Sie!" sagte er ruhig, obwohl ihm vor Unwillen das Blut heiß in die Stirn stieg.

"Johann, auf Ihren Posten!" rief Frau Laura durch die Flurthür. "Schade, daß Mama nicht schon hier ist!"

"Deine Mutter?" fragte er, auf das Unangenehmste überrascht. "Was soll sie hier?"

„Was alle Mütter bei ihren verheiratheten Töchtern sollen: nach dem Rechten sehen!“ erwiderte sie mit unverkennbar schnippischer Schadenfreude. „Das soll sie und wird sie!“

Hammer kannte seine Schwiegermutter und deren einmaliges Auftreten in seinem Kameradenkreis zu genau, um nicht vor einer Wiederholung zurückzuschrecken.

„Ich habe nicht den Wunsch hierzu ausgesprochen,“ sagte er.

„Aber ich!“ versetzte sie kochend. „Mama wird gewissen Leuten 'mal zeigen, was eine Harke ist.“

„Ich sage es Dir vorher“ — Hammer blickte mit offener Abneigung in das feine, spitze Gesicht seiner Gattin — „ich sage es Dir vorher, daß ihr Erscheinen in meinem Hause unter den obwaltenden Umständen die verderblichsten Folgen haben muß. Wenn Deine Mutter auch nur im Geringsten wagen sollte, mir gegenüber in Deiner Weise aufzutreten, so verläßt eines von uns Beiden das Haus — das bedenke! Und auch daran denke, daß die Grenze meines guten Willens nahezu erreicht ist!“

„Da kannst Du die Madonna ja gleich mit Dir nehmen!“ rief sie eifersüchtig.

„Du weißt nicht, was Du verdienst mit Deiner giftigen Zunge!“ Er war todtenblaß geworden, stand noch einen Moment an den Tisch gelehnt und ging nach der Thür.

„Wohin willst Du denn?“ fragte sie, auf's Aeußerste betroffen. „Eben fährt ein Wagen vor!“

„Empfange die Besuche allein. Ich gehe aus.“

„So! Das habe ich von diesem abscheulichen Geschöpf!“ rief sie hinter ihm her, und ein paar Tropfen des Zornes und der Enttäuschung stiegen in ihre grauen Augen. „Ach, wenn mich vor Aerger nur nicht noch 'mal der Schlag trifft! Gottlob, morgen kommt Mama!“

Sie lief nach der Schlafstube, daß sie den eintretenden

Diener beinahe ungerannt hätte, und rieb schnell Puder über ihre gerötheten Wangen.

„Wer ist da? Immer doch herein! Sollen nur Alle ruhig aussteigen. Wenn aber Herr v. Rüdiger etwa noch einmal kommen sollte, bin ich ausgegangen!“

Eine Schleppe raufschte vornehm leise über den Vorplatz. Laura drehte rasch ihr Armband um, daß der Brillantkranz nach oben kam, indem sie einige Schritte vorwärts ging.

Christiane v. Taburowsky war eingetreten. Während sie ihr gewohntes Lächeln um die Lippen spielen ließ, durchflogen ihre dunklen Augen flüchtig die Leere des Zimmers, als suche sie Jemand, den sie nicht fand.

„Ich habe es lebhaft bedauert, durch die Erfüllung einer Liebesspflicht —“

„Ja, das muß man hinnehmen!“ unterbrach sie Laura, von der Erscheinung der Sprechenden sowohl, als von deren vollendeter Haltung für den Anfang etwas eingeschüchtert. „Darf ich bitten, Herr Präsident! Sie brauchen sich vor den kleinen Sesseln nicht zu scheuen, sie sind sehr solide gearbeitet.“

Herr v. Taburowsky überhörte diese Versicherung. „Sie haben sich erstaunlich schnell hier eingerichtet und eingelebt, gnädige Frau. Sogar in Bousdorf hat man Sie zu den beabsichtigten Aufführungen schon eingefangen, wie Herr v. Rüdiger mir soeben sagte.“

„So? War er auch bei Ihnen?“ fragte Laura kurz.

Frau v. Taburowsky erhob etwas verwundert das Haupt. „Auch?“

„Ah, ich verstehe,“ scherzte der Präsident, seinen Bart streichend. „Frau Hauptmann Hammer will den Jugendfreund ihres Gemahls ganz für ihr Haus behalten. Das wird aber schwer durchführbar sein. Herr v. Rüdiger ist ein zu gern gesehenes Mitglied der hiesigen Gesellschaft.“

Fragen Sie nur, gnädige Frau, was die Familie v. Ferchow zu diesem Vorhaben sagen würde!"

"Rah! Jugendfreundschaft!" Sie zuckte die Achseln, unfähig, ihre Stimmung zu verbergen. „Das ist auch so ein Schwindel! Wenn ich übrigens Herrn v. Ferchow sehen sollte, muß ich ihm doch sagen — na, ich kann's auch schreiben!"

Als die Präsidentin, einen Blick mit ihrem Gatten wechselnd, fragte, ob sie von der Liebenswürdigkeit der Familie nicht äußerst angenehm berührt worden sei, erwiderte Laura kurz, daß sie dieselbe übertrieben gefunden, indem Herr v. Ferchow ohne Weiteres ihr Gesellschaftsfräulein gemeinsam mit ihr zur Theilnahme an den Vorstellungen aufgefordert habe.

„Und warum nicht?" fragte der Präsident, dem der Anblick der beiden nebeneinander geschmiegtten Gesichter, seines Sohnes und des ihm ähnlichen jungen Mädchens, lebhaft vor Augen trat.

„Nun, man wartet doch ab, ob die Brodgeberin diese Gemeinschaft wünscht oder nicht!" Es sollte im Scherz gesagt sein, aber die schroffe Bitterkeit klang durch. „Außerdem wird zu der Zeit mein Fräulein längst über alle Berge sein!"

„Waren Sie also unzufrieden?" Herr v. Taburowsky that diese Frage nur, um überhaupt noch etwas zu sagen, während seine Gattin sich bereits erhob.

„Wollen Sie sie mir abnehmen?" fragte Laura lachend. „Ich gebe sie Ihnen mit Rußhand."

„Nun, auf diese Empfehlung hin," sagte die Präsidentin mit kühlem Lächeln, „würde ich vorziehen, keinen Gebrauch von dem Anerbieten zu machen." Sie neigte leicht das Haupt und schritt ihrem Gemahl zum Ausgang voran.

Sie war bereits draußen, als Laura dem Präsidenten

noch lachend nachrief: „Also keine Verwendung für mein Fräulein Alwine? Schade!“

Herr v. Taburowsky schloß die Thür. Einen Augenblick länger als nothwendig ruhte seine Hand auf deren Griff, dann schritt er rasch seiner Gattin nach, welche in halber Höhe der Treppe, von Herrn und Frau v. Lieberfeld begrüßt, ihres Gemahls harrete.

Die Baronin, sehr einfach, aber fein gekleidet, flüsterte mit ihren frischrothen Lippen dem Präsidenten lachend zu: „Ich habe mich schon den ganzen Tag auf diesen Besuch gefreut. Mein Mann wollte diese Laura anfangs ernst nehmen, aber jetzt ist er bekehrt. Adieu, gnädige Frau! Auf Wiedersehen!“

Sie stiegen rasch hinauf, während Herr v. Taburowsky an der Seite seiner Gemahlin die Treppe vollends hinabschritt.

Laura, angenehm erregt von dem vorangegangenen Gespräch, fühlte sich so gehoben in ihrer Stimmung, daß sie überaus mittheilsam ward. Sie vergaß die leztthin seitens der freiherrlichen Familie erhaltenen Lehren großmüthig und kam derselben händeschüttelnd entgegen.

„Es thut mir immer so leid,“ sagte sie, zwischen dem Ehepaar in einem Sessel Platz nehmend, „daß die Herrschaften sich eine so elende Treppe heraufbemühen müssen. Ich kann sie aber nicht breiter machen.“

„Nein,“ versetzte der Major und vermied es augenscheinlich, seine Frau anzusehen, „das ist nicht zu verlangen. Im Uebrigen finde ich die Treppe breit genug.“

„Und meine Möbel?“ rief Frau Laura, die Hände lebhaft zusammenschlagend. „Denken Sie, meine Möbel!“

„Was haben Sie für besondere Möbel?“ fragte die Baronin mit Mühe ihren Ernst bewahrend.

Diese Frage vertrug die junge Frau nicht.

„Aber ich bitte Sie!“ rief sie, und die Schärfe ihrer

Stimme nahm wie immer mit der Erregung zu. „Diese Möbel! Wollen Sie sich diesen Schrank einmal ansehen? Und lauter Stücke beim Herauffchaffen davon abgebrochen — ich hätte weinen können. Drei Tage hat der Tischler zu leimen gehabt bei mir. Jedes Möbel ist ein Kunstwerk.“

„Ah, nicht möglich!“ Herr v. Lieberfeld sah unentwegt auf die Rankenmuster des Teppichs.

„Wieso nicht möglich, Herr Major? Ganz gewiß! Sie brauchen sich nur die Mühe zu nehmen, mein Eßzimmer einmal anzusehen. Lieben Sie Delffter Porzellan? Das ist allein schon ein Vermögen werth. Ich kann Ihnen einen Kredenz Tisch zeigen — alles eingelegte Arbeit!“

„Nun, das müssen wir doch betrachten,“ meinte Herr v. Lieberfeld aufstehend. „Komm, Frau, so etwas sieht man nicht alle Tage!“ Er hütete sich aber, in das mit Lachen kämpfende Antlitz seiner Gattin zu sehen.

Beide gingen der eilig voranschreitenden jungen Frau nach in das Speisezimmer.

„Das sind echte Delffter Fayencen?“ fragte Frau v. Lieberfeld schalkhaft.

„Ganz echte! Glauben Sie, daß ich mechte gerade hierher stellen würde?“ rief Laura, sehr angenehm in ihrem Fahrwasser schwimmend und völlig uneingedämmt durch die Abwesenheit ihres Gatten. „Sehen Sie dieses kostbare Büffet! Und der Tafelaufsatz! Wie gefällt Ihnen dieser Tafelaufsatz?“

Sie trat an die Seite der Baronin, welche sich tief über das fragliche Tafelstück beugte, um einen Ausbruch ihrer Heiterkeit zu ersticken.

„Ausgezeichnet! Aber Sie bekommen noch anderen Besuch, Frau Hammer —“

„Ach, schade!“ rief die junge Frau mit aufrichtigem Bedauern. „Ich hätte Ihnen so gern mein Silber — was verstehen so junge Menschen davon!“

Es waren ein paar junge Offiziere in den Salon getreten.

„Wer weiß!“ lächelte der Major. „Wenn man es ihnen recht erklärt! . . . Komm, komm, Frau! Wir haben nun genug gesehen und bewundert!“

Die Baronin reichte Laura rasch die Hand. Sie war an der Grenze ihrer Selbstbeherrschung angelangt. Schleunigst stieg sie die Treppe hinab. Aber nicht allzu weit. Dann lehnte sie sich gegen das Geländer, presste ihren kleinen Muff vor das Antlitz und lachte, daß ihr die Thränen aus den Augen rollten.

Der Major, vorsichtiger, aber nicht minder erheitert, faßte sie mahnend um die Taille. Aber plötzlich versagten auch ihm die Muskeln den Dienst. Er drückte seine Stirn auf die Schulter seiner Gattin und lachte in sich hinein, daß sein ganzer Körper davon erschüttert ward.

„Komm doch nur!“ sagte er endlich und führte sie aus dem Hause. „Er hat sich klugerweise gedrückt.“

In demselben Moment rollte drunten ein prachtvolles Gefährt unter das vorspringende Schutzbach des Eingangs. Die Familie Ferchow war von Bönsdorf hereingekommen.

„Wir hätten Alex doch hierher bestellen sollen,“ sagte Herr v. Ferchow hinter seinen Damen die Treppe emporsteigend. „Ich habe gestern gar nicht daran gedacht.“

Der Diener riß die Thür weit auf, und mit all' der liebenswürdigen Gemüthlichkeit, welche den Besitzer von Bönsdorf auszeichnete, schüttelte Herr v. Ferchow der herbeieilenden Hausfrau die Hand.

„Ich darf hoffen, daß wir die Freude haben, Sie wohl anzutreffen, gnädige Frau! Aber wo ist denn unser Haidenröslein? Wir haben nämlich einen Ueberfall vorbereitet.“

„So?“ fragte Laura, sehr herabgestimmt. „Zuwiefers denn? Aber nehmen Sie doch erst Platz!“

Der helle Sonnenschein, welcher durch die Spitzen-

vorhänge drang, fiel mit seinem blendenden Licht über das Antlitz Ariana's. Der Federhut lag malerisch auf den gelockten Haaren und ein moosgrünes Sammetkleid hob die reizvolle Fülle ihrer schlanken Figur hervor. Laura empfand gegen diese vielbewunderte Schönheit eine instinktive Abneigung vom ersten Augenblick an. Vielleicht, weil die blauen Augen Ariana's klar genug das nämliche Gefühl widerstrahlten.

„Also einen Ueberfall — sagten Sie nicht so?“ wiederholte sie.

„Wir wollten bitten,“ nahm Frau v. Ferchow, verbindlich wie immer, das Wort, „uns heute Nachmittag mit Ihrem lieben Besuch zu erfreuen. Es findet eine erste Probe zu den lebenden Bildern statt. Alle Mitwirkenden werden versammelt sein. Da hoffen wir auch bei Ihnen keine Fehlbitte zu thun.“

„Papa wünscht,“ sagte Ariana, ihrem Vater einen Blick zuwerfend, „daß die Aufführungen etwas früher stattfinden, als anfänglich beabsichtigt. Die ursprünglich festgesetzte Frist dauert ihm nun doch zu lange — wie Mama und ich es voraus sagten,“ schloß sie, dieser lächelnd zunickehend.

„Sie hören, meine gnädige Frau, wie man mit mir umspringt!“ rief Herr v. Ferchow in bester Lanne, indem er seiner Tochter scherzhaft drohte. „An Allem bin ich Schuld, meine Frau nie, und das Töchterchen erst recht nicht. Aber Sie kommen — das ist abgemacht, nicht wahr? Und schenken uns diesmal den ganzen Abend?“

Laura überlegte flüchtig, daß an ein Mitfahren ihres Vatters wenig zu denken sei, und sie dieserhalb Alwine nicht wohl entbehren könne. Auf keinen Fall wollte sie dem Vergnügen entsagen. Es blieb ihr daher nichts Anderes übrig, als Alwine für diesmal mitzunehmen, bis die Ankunft ihrer Mutter deren Begleitung entbehrlich machte.

„Ich werde sehr gern kommen,“ versetzte sie rasch, „und mein Gesellschaftsfräulein mitbringen. Ob mein Mann mit von der Parthie sein kann, weiß ich nicht.“

„Zedenfalls bitten wir sehr darum!“ sagte Frau v. Ferchow, sich erhebend, da in diesem Augenblick einige andere Familien den Salon betraten.

Im Eifer des Gesprächs bemerkte Frau Laura nicht, daß Ariana ihr weder beim Kommen, noch beim Gehen die Hand reichte. Das aber hörte sie mit großem Mißbehagen, daß das schönste und reichste Mädchen der ganzen Umgegend sie laut und deutlich bat, ihr Gesellschaftsfräulein zu grüßen.

Voller Erwartung und nervös geworden — dauerte ihr der Schluß des Empfanges viel zu lange. Die letzten Besucher, zwei Referendare, warf sie gewissermaßen zur Thür hinaus und rief mit durchdringender Stimme hinter ihnen her: „Johann! Wenn noch Jemand kommt, bin ich nicht zu Hause! Man könnte ja verrückt werden.“ . . .

Beim Mittagessen fragte sie ihren Gatten wie aus der Pistole geschossen: „Fährst Du mit nach Borsdorf?“

„Nein!“ sagte Hammer ruhig.

„Du bist aber miteingeladen!“

„Bedauere, ich muß mich zum Vortrag vorbereiten.“

„Dann also Sie!“ rief Laura Alwine zu.

„Ich denke, Fräulein Hansen soll mit in einem Bilde stehen?“ fragte er dagegen.

„Na ja! Na ja! Und sonst noch etwas! Haben Sie nur die Güte und packen Sie sich Ihr Gesichtchen extra ein, damit es unterwegs nicht leidet!“

Sie war von der Austregung des Vormittags stark überreizt und deshalb so unausstehlich wie möglich.

„Man wird für Sie vielleicht noch ein Extrabild austüfteln! Fräulein v. Ferchow, die hochmüthige Person, die Ihnen übrigens einen Gruß gestiftet hat, setzt Sie

vielleicht auf irgend einen Thron von Pappel! — Um vier Uhr ist der Wagen da!"

Sie stand auf und raufchte aus der Thür.

Hammer blieb einen Augenblick neben Alwine stehen. Es erschien ihm jetzt wie ein Werk der Barmherzigkeit, das junge Mädchen aus der Haft dieses Beisammenseins zu erlösen.

"Fräulein Alwine," sagte er, sich zu ihr niederbeugend, "erwarten Sie mich morgen gegen Mittag in Ihrem Zimmer!"

Sie nickte. Ihre Augen standen wieder voll Thränen.

Am Nachmittag hielt der bestellte Wagen pünktlich vor der Villa. Laura in Begleitung Alwinens bestieg ihn, die Schleppe ihres Kleides von der Jungfer sich nachtragen lassend.

Die Thür schlug zu. "Fort!"

Der Sonnenschein lag noch glänzend und wärmend über den zerfließenden Schneehaufen, welche wie unterminirt in sich zusammensanken, so daß schon hier und da die dunklen Erdschollen wie Maulwurfshügel hervortraten. Ein milder Thauwind spielte lebhaft in allen Zweigen und Büschen. Es war seinem Odem schon etwas von jenen ersten zarten Frühlingdüften beigemischt, welche das Keimen der Himmelschlüsselchen und Beilchen verrathen.

Alwine, deren Gegenwart von Laura so vollkommen übersehen ward, daß das junge Mädchen kein Wort zu sprechen wagte, dachte tiefbekümmert an jene glückselige Wagenfahrt aus der alten Garnison zum Bahnhof, an Alles das, was damals so lockend, so berauschend ihr vor Augen geschwebt hatte. Und was war davon eingetroffen? Wann durfte sie Müdiger wiedersehen? Und wo? Und wann kam der Tag, welcher sie ihm zu eigen gab für immer?

Die Felder und Bäume huschten vorüber. Sie sah

nichts davon. Das Herz that ihr wieder weh. Endlich hielt der Wagen vor der Einfahrt des Schlosses.

„Tragen Sie meine Schleppe bis in die Halle!“

Die junge Frau rief Alwine diesen Befehl nur zu, um den beiden Lakaien zu imponiren. Sonst hatte er keinen Zweck, denn der Wagen war auf der überdeckten Rampe vorgefahren.

Sie war jetzt ganz und vollkommen die Tochter der reichen Holzhändlerswittwe, wie sie die Treppe emporstieg, den Kopf mit dem knabenhaft frisirten Haar in den Nacken werfend, als fordere sie jeden Anwesenden auf, seinen Vermögensnachweis zu führen.

Schüchtern folgte ihr Alwine durch das Wohngemach der Hausfrau in den prachtvollen Salon, als dessen Fortsetzung der runde Tanzsaal heute für die junge Welt geöffnet war.

Ein mit Lachen gemischtes Stimmengeschwirr tönte ihnen schon von Weitem entgegen. Dazwischen klapperten anheimelnd die Kaffeetassen, deren Inhalt die Borräume bereits mit seinem Wohlgeruch erfüllte.

Der Eintritt Laura's mußte unter allen Umständen Aufsehen erregen, besonders hier unter den zumeist dem Landadel angehörigen Familien. Das Weshalb kümmerte die junge Frau nicht, ihr war die Hauptsache, daß man sie ansah:

„Da haben wir Sie also glücklich!“ rief Herr v. Ferchow, der wie das Bild eines Landedelmannes alten Schlages aussah, indem er den Eintretenden entgegenging.

Laura entschuldigte kurz ihres Mannes Nichterscheinen und meinte, daß sie mit ihrer eigenen Equipage, welche sie in einigen Tagen erwarte, schneller hätte anlangen können, als mit dem elenden Miethsfuhrwerk.

„Da haben Sie Recht,“ erwiderte Herr v. Ferchow völlig gleichgiltig und führte sie seiner Gattin zu. Dann

wandte er sich um und schüttelte Alwine herzlich beide Hände.

„Willkommen, kleine Haidenrose!“

Alwinens braune Augen suchten in dem bunten Gewühl vergeblich Ariana's schlank Gestalt.

„Weiß schon, was Sie wollen!“ lächelte Herr v. Ferchow, ihr den Arm bietend. „Wollen von uns Alten fort und zu den Jungen. Na, kommen Sie, die ganze Gesellschaft ist nebenan!“

„Meine Damen und Herren!“ rief er, noch kaum in der Saalthür stehend, in den glänzenden Raum hinein. „Hier bringe ich Ihnen unser Haidenröslein!“

Er trat jetzt völlig ein, über das spiegelglatte Parkett rasch dahinschreitend. Sie hing an seinem Arm — er-röthend, verlegen, liebreizend, ohne zu wagen, die Wimpern völlig zu erheben.

In dem Augenblick, wo Rüdiger die Gestalt der einst Geliebten plötzlich erscheinen sah, hatte er das Gefühl, als zitterte unter seinen Füßen der Boden. Er war todtenblaß geworden und trat unwillkürlich einen Schritt rückwärts, wie um sich dieser unvermutheten Begegnung zu entziehen.

Jetzt sah er das blondlockige Haupt Ariana's gegen die Stirn Alwinens sich traulich neigen. Wie im Nebel sah er's — und wie erstickt von diesem Nebel klangen ihm die Worte seines Oheims in's Ohr: „Mein Nefte, Assessor v. Rüdiger — Fräulein Hansen!“

Er raffte sich zusammen. Es war ihm zu Muth, als befände er sich plötzlich in einer wildfremden Gesellschaft, die ihn verwundert und neugierig anstarre, als kenne er keines der vielen Gesichter mehr, die ihn umgaben, nur das eine runde, rosige Gesichtchen mit den braunen Augen, die so kindlich rein in die Welt sahen. Und eine Regung des Hasses gegen diese braunen Augen stieg glühend wie eine Blutwelle zu seinem Herzen empor.

So trat er vor Alwine hin, kurz, entschlossen. In diesem Augenblick grausam und erbarmungslos.

Bei Nennung seines Namens schon fuhr sie zusammen. Einen Moment erlosch die Farbe auf ihren Wangen, aber rascher noch kehrte sie und doppelt zurück. Sie wußte nicht, was mit ihr geschah, geschehen sollte. Wenn er sie vor Allen in seine Arme gezogen und an sich gepreßt hätte, kein Laut würde über ihre Lippen gekommen sein. Aber sie wunderte sich auch nicht, daß er es nicht that. Sie wußte nicht einmal, was sie empfand — Schmerz, Freude oder Angst!

So entging ihr der harte Glanz seines Blickes, denn sie sah nicht zu ihm auf. Nur als sie Ariana's Stimme sagen hörte: „Mein Vetter ist Ihnen ja nicht fremd!“ nickte sie leise und lächelte.

Dieses eingestehende Lächeln, nur ihm verständlich, erfüllte ihn mit vorwurfsvoller Bitterkeit. Seine Stimme klang verändert, als er halblaut ein paar Worte sprach, so widerwillig, daß ihm um Alwinens willen trotz aller Vorsätze das Herz weh that.

Sie sollte ihn freiwillig aufgeben, von selbst verzichten. War sie so thöricht, nach dem gestrigen Vorgang auf der Straße noch nicht belehrt zu sein?

Da kam ein Moment, an den sie Beide nicht gedacht hatten. Auf Ariana's Wunsch, um Alwine eine Freude zu bereiten, hatte Herr v. Ferchow Müdiger zu Alwinens Tischnachbar bestimmt.

Er machte einen unauffälligen Versuch, sich dieser Pflicht zu entziehen. Es gelang ihm nicht. Wann hätte sein Dheim sich von einem vorgesezten Beschluß abbringen lassen — noch dazu, wenn Ariana dessen Urheberin war?

Das junge Mädchen stand am Fenster, als Müdiger zu ihr trat. Sie glaubte nicht anders, als daß sein Herz ihn zu dieser Wahl getrieben habe.

„Du —“ sagte sie leise. Alles lag in diesem einen Wort.

Er zitterte vor Ungeduld und Unruhe. „Ich habe Dich aufgesucht und aufgesucht — und nie gefunden. Doch muß ich Dich sprechen, sobald als möglich — allein, ungestört. Jetzt nicht! — Ach, jetzt doch nicht!“

Er begriff nicht, wie jemals der Druck dieser Lippen ihn über sein wirkliches Empfinden hatte täuschen können, so kalt, so gleichgiltig sah er auf deren Beben herab.

„Nach Tisch — wenn die Bilder gestellt werden,“ fügte er noch hinzu.

Sie war so ungeübt, so unbeholfen in allen diesen Dingen, daß er vor nervöser Ungeduld vergehen wollte. Und doch, die Last mußte von seinem Herzen herunter — um ihretwillen und um seinetwillen.

„Ich werde selbst zusehen, wann —“ schloß er hastig. „Gib mir Deinen Arm!“

Sie war willenlos wie stets in seiner Nähe. Er fühlte ihre Hand zittern.

„O, Alwine —“ brach es ihm unwillkürlich über die Lippen.

„Bist Du traurig?“ fragte sie stoßend.

„Zum Sterben!“ sagte er, ihren Arm im Schmerz an sich drückend.

„Ich auch,“ flüsterte sie. „In jenem Hause, wohin Du mich sandtest —“

„Sei stark!“ bat er, aber es klang wie ein rauher Befehl. „Sei muthig!“

Sie nickte. „Bin ich's denn nicht für Dich?“

„Wir werden uns aussprechen —“ Er konnte nicht fortfahren, das heitere Stimmengeschwirr, welches den Speisesaal erfüllte, verschlang die hastig geflüsterten Worte, machte sie selbst für Alwine unverständlich. Er führte sie an ihren Platz. Da sah er sich gegenüber Ariana's lächelndes Antlitz.

Sie nickte Alwine zu. „Nun, habe ich's recht gemacht? Ich freue mich schon darauf, Sie einmal herzlich lachen zu hören.“ Sie hob ihr Glas. „Hast Du denn das Taschentuch abgegeben, Alex?“

„Noch nicht,“ erwiderte er schnell. „Ich besitze es noch.“

Alwine erröthete. „Ich habe es noch gar nicht vermisst — gar nicht.“ Sie war wie im Traum. Eine tödtliche Angst erfaßte sie bei dem Gedanken, dieses Komödienspiel vielleicht monatelang durchführen zu müssen. Ihm nahe zu sein, der ihre ganze Seele umfaßte, und ihm doch so fern zu scheinen, als wären nie ihre Herzen einander zugeflogen.

Rüdiger wandte sich zu ihr. „Ich glaube es, daß Sie im Hause Hammer wenig Freude fanden, weniger noch als daheim bei Ihrem Oheim. Ist es nicht so?“

Sie nickte. Das Wort „Sie“ stockte auf ihren Lippen wie eine Unwahrheit und Entweihung. „Im Anfang ging es an. Hauptmann Hammer ist sehr gut zu mir — er schützt mich.“

Er sah sie fest an. „Sie müssen an Ihren Oheim schreiben, daß er Sie in sein Haus zurücknimmt!“

„Nein!“ Es war das erste Mal, daß sie ihm gegenüber dieses Wort laut werden ließ. „Mein Oheim hat mich aufgegeben. Alle meine Briefe sind unbeantwortet geblieben.“

Laura's scharfes Lachen übertönte die ganze Tafelrunde. Sie hatte ein paar biedere Landjunker als Nachbarn, welche mit der lebhaftesten Berlinerin eine kernige Kurzweil trieben.

„Ist Hammer glücklich mit dieser Fran?“ fragte Rüdiger leise.

Alwine schüttelte das Haupt. „Ach, nein! Er leidet wie ich.“

„Spricht er darüber mit Ihnen? Beklagt er sich? Beklagt er Sie?“

„Jetzt nicht mehr,“ erwiderte sie rasch. „Er weiß mich ja nun unterrichtet.“

„Und“ — er stockte — „und haben Sie unser Geheimniß vollkommen bewahrt? Auch ihm gegenüber?“

„O, gewiß! So schwer es mir auch gemacht ward!“

Er fühlte den unwissentlichen Vorwurf aus diesen Worten heraus und schwieg.

Nach Tisch fand er Gelegenheit, Alwine im Erker des Wohnzimmers seiner Tante allein zu sprechen. Er verfügte nur über Minuten, also konnte er die Worte nicht lange wägen.

„Alwine,“ sagte er, den anbetenden Blick, mit welchem sie zu ihm aufschaute, vermeidend, „was ich Dir mitzutheilen habe — erräthst Du's nicht? Erräthst Du es nicht, was mich zwingt, grausam zu scheinen? Dir wehe zu thun — Dir, der ich das beste, glücklichste Loos auf Erden wünsche? Ach, wärst Du nicht ein unerfahrenes Kind, Du hättest längst begriffen —“ er brach heftig ab. „Hättest Du doch Erfahrung genug! Man kann, bei Gott, ehrenhaft bleiben und doch — ich bitte Dich, Alwine — ich bitte Dich,“ er ergriff ihre Hand und drückte sie erregt, „begreife doch — verstehe doch! Erleichtere mir dieses unglückselige Geständniß! Du weißt nicht, welche Qualen es mir schon bereitet hat. Denke daran, ich bitte Dich, Alwine, daß wir gemeinsam leiden. Wenn Dir das ein Trost sein kann, mich von Vorwürfen und Reue gepeinigt zu sehen —“

Sie war bleich geworden und sah unverwandt zu ihm auf. In ihren dunklen Augen lag kein Verständniß, nur Angst und Leid.

„Was hast Du gemacht? Was?“ rief sie, seine Rechte, welche die ihre noch immer krampfhaft umspannt hielt, an

ihr laut pochendes Herz drückend. An die Möglichkeit eines Treubruchs reichten ihre äußersten Befürchtungen nicht. „Was es auch sei, auf mich kannst Du rechnen, immer. Ich bin Eins mit Dir. Wenn Du unglücklich bist, liebe ich Dich noch mehr.“

„Nein, nein!“ sagte er gepreßt, und seine Schläfen hämmerten wie im Fieber. „Schweig! Thue es nicht! Ich — ich liebe Dich ja nicht mehr.“

„Alex! Dein Bild kommt an die Reihe!“ klang Ariana's Stimme an sein Ohr.

Er riß seine Hand aus Alwinens, tief aufathmend, und eilte fort. Nicht eine Sekunde länger durfte er zögern.

Es war still um sie her. Niemand fragte nach ihr. Sie hörte seine Schritte verhallen. So wie er sie verlassen hatte, blieb sie stehen — die linke Hand nach ihm ausgestreckt, die rechte fest gegen die Brust gedrückt, das Haupt aufgerichtet und die dunklen Augen in die Luft starrend, dorthin, wo seine Lippen sich bewegt hatten.

Nur die tiefe, tiefe Blässe, welche sich über ihr weiches Kinderantlitz gelegt hatte, gab Zeugniß, daß sie litt.

Mit einem jähen Erzittern schrak sie aus ihrer Erstarrung empor, nicht um des Ortes halber, noch der Mitwissenschaft Anderer. Was fragte sie in diesem Moment nach der ganzen Welt!

„Ich liebe Dich nicht mehr!“ flüsterte sie verstört. „Ich liebe Dich nicht mehr!“ Und immer wieder, als müsse sie sich die Worte und ihren Inhalt einprägen. „Liebe ich ihn denn nicht mehr? Liebe ich ihn denn nicht mehr?“

Sie verstand die Folgen dieser kurzen fünf Worte noch nicht, begriff nicht, daß sie Alles anslöschten, was gewesen war und was da kommen sollte an Glück und Seligkeit. Wie hätte sie auch diese ungeheurere Tragweite so schnell ermessen können!

„Warum?“ murmelte sie, und preßte ihre Hände gegen

die Schläfen, als könne sie so scharfer zur Einsicht gelangen. „Warum? Was habe ich ihm gethan?“

Laura rauschte in's Zimmer. „Fräulein Alwine! Wo stecken Sie denn?“ Ihre Augen hatten das Kleid Alwinens im Erker schnell entdeckt. „Glauben Sie, daß wir hier Versteckens mit Ihnen spielen wollen? Machen Sie sich doch nicht mit Gewalt lächerlich!“

Alwine war zusammengeschrückt, als ob sie eine schwere Schuld begangen habe. Nun fühlte sie plötzlich, daß sie sterbenselend war. Mit dem ersten Schritt glaubte sie niederzusenken. Keine einzige Thräne, die lindernd aufsteigen wollte, Alles wie durchschüttelt und durchwühlt in ihr. Die Brust that ihr weh, als ob etwas darin zerissen sei.

„Na, hören Sie 'mal!“ fuhr Laura fort, ganz unempfindlich für Anderer Leid und Stimmung, besonders jetzt, wo sie sich selbst amüsirt hatte. „Na, hören Sie 'mal! Sie können sich mit Ihrem zimperlichen Gethue vergolden lassen! Darum halte ich mir ein Fräulein, um hinter ihr her zu laufen! Wollen Sie vielleicht die Güte haben und Ihr Bild stehen?“

Alwine hatte nichts von Allem gehört, sie sah nur Rüdiger's geliebte Züge vor sich und hörte seine Stimme, die da sagte: „Ich liebe Dich nicht mehr.“ Und sie hörte ihre eigene Stimme, die da fragte: „Warum liebt er mich nicht mehr? Was habe ich ihm gethan?“ Dann war es, als leuchte Ariana's blondlockiges Haar plötzlich vor ihr auf und ihre Schulter sei es, auf welche die eigene Stirn mit drückender Schwere niedersank, ihre Arme, welche sie stützend umfingen, ihre Lippen, die sich flüsternd über sie beugten.

Zu der That, Ariana, bald hinter Laura eintretend, umfing mit einem Blick die Hilflosigkeit der mit einer Ohnmacht Ringenden. Raschen Schrittes, die verblüffte

Frau Hammer bei Seite schiebend, kam sie gerade noch zu rechter Zeit, die Sinkende in ihren Armen aufzuhalten.

Liebevoll küßte sie die kalten Wangen des jungen Mädchens, während sie dasselbe in einen Sessel nieder-gleiten ließ.

„Deffnen Sie ihr das Kleid!“ sagte sie befehlend zu Laura. „Ich werde Wasser besorgen.“

Es war im Moment kein Diener im Zimmer anwesend. Rüdiger stand an den Thürpfosten zwischen Salon und Tanzsaal gelehnt. Sie berührte leicht, aber hastig seine Schulter. Er wandte sich um.

„Schnell ein Glas Wasser, Alex! Ich warte hier.“

„Was ist?“ fragte er sichtlich bestürzt.

„Fräulein Hansen ist mir soeben bewußtlos in die Arme gesunken,“ entgegnete sie gedämpft. „Und diese Hammer, dieses herzlose Geschöpf, behandelt sie, o — geh, Alex, schnell!“

Er stürzte davon, und doch war es ihm, als trüge er bleierne Gewichte an den Sohlen. Ariana machte an Alwine gut, was er an dieser verschuldet.

Als er Ariana das Glas Wasser überreichte, beugte er sich mit leidenschaftlichem Schmerz zu ihr nieder. „Könnte ich Dich auf meinen Knien verehren, wie Du es verdienst!“

„Bald,“ gab sie mit glücklichen Lächeln zurück, „bald ist dieser unnatürliche Zwang vorüber. Dann wirst Du neben mir keine so thörichten Gedanken mehr haben.“

Damit eilte sie nach dem Erker zurück, wo Laura, ergrimmt über die Art, wie Ariana zu ihr gesprochen, inzwischen ein halbes Duzend Tailleknöpfe sehr energisch aufgerissen hatte. Dabei murmelte sie: „Das sollte mir jetzt auch noch fehlen, hier die Jungfer zu spielen auf Kommando! Sie fliegt schon am Ersten!“

„Fräulein Hansen,“ nahm Ariana das Wort, während sie die Stirn der Dhytmächtigen mit Wasser rieb und ihr

einige Tropfen in das stille, bleiche Antlitz spritzte, „ist, wenn ich es recht bedenke, bereits leidend hier eingetroffen. Sie haben jetzt nur die Wahl, sogleich Borsdorf mit ihr gemeinsam zu verlassen oder mir das junge Mädchen zur Pflege anzuvertrauen. Dann bleibt sie vorläufig hier.“

„Nein,“ erwiderte Laura, in Anbetracht der Kündigung und aus Widerspruchsgeist in schlechtester Laune, „sie fährt ruhig mit mir. Im Uebrigen, was liegt an so einem Ohnmachtsanfall! Meine Mama ist früher oft genug ohnmächtig geworden, das macht gar nichts. Wenn man in fremde Häuser gehen will, muß man eben eine feste Gesundheit haben.“

Ariana achtete auf diese Auseinandersetzung so wenig, daß sie nicht einmal Groll darüber empfand.

Alwine schlug die Augen auf und schaute verwundert umher. Sie hatte während des Erwachens einen wunderbar lebhaften Traum gehabt.

Sie war daheim gewesen in dem großen, kahlen Wohngemach ihres Oheims, wo die alte Wanduhr wie mit Menschenstimmen ihren Pendel bewegte und der Holzwurm laut im Getäfel bohrte. Und ihr Oheim Ignatius stand neben ihr am runden Eßtisch, seinen Shawl um den Hals geschlungen, den Hut auf dem Kopfe, und reichte ihr die Hand entgegen.

Sie fuhr in die Höhe aus Ariana's Armen. „Wo ist er?“

„Wer?“ fragte Ariana, liebevoll lächelnd.

„Mein Onkel Ignatius!“

„Ich werde das Anspannen bestellen lassen,“ sagte Laura und rauschte aus der Thür.

„Ihr Onkel Ignatius? Wollen Sie wieder zu ihm gehen? Denken Sie jetzt an nichts! Morgen Nachmittag oder übermorgen Vormittag komme ich nach der Stadt und besuche Sie. Wird Ihnen das Freude machen?“

Alwine nickte. „Mir ist, als sei ich nicht ich selbst.“ Und legte Ariana's Hand auf ihre Stirn. „Fühlen Sie, wie kalt es hier drinnen ist!“

„Hier sind Ihre Sachen!“ sagte Laura in Begleitung Frau v. Ferchow's und eines Dieners zurückkehrend. „Der Wagen fährt gleich vor!“

Frau v. Ferchow bekleidete mütterlich das willenlose junge Mädchen, küßte sie auf die Stirn und gab ihr gute Rathschläge mit auf den Weg.

Draußen im Korridor stand ihr Gatte.

„Aber! Aber! Solch' ein treuloses Haidenröslein!“ Und er drückte Alwine die Hände. „Das nächste Mal — nicht wahr?“

„Darauf sollen sie lange lauern!“ flüsterte Laura bei sich, verabschiedete sich verstimmt und bestieg mit Alwine den Wagen.

Ohne ein Wort an diese zu richten, legten sie den Weg nach der Stadt zurück.

Alwine, den Kopf gegen die Kissen gedrückt, lag in halber Betäubung. Der Mond schien zuweilen durch die Wagenfenster und beleuchtete ihr blaßes Gesicht. Da fuhr sie zusammen, denn sie glaubte Müdiger vor sich zu sehen, und ihre Lippen bebten leise.

In ihrem Zimmer angelangt, empfand sie eine Todsmüdigkeit. Kaum daß sie Mantel und Hut von sich legen konnte, so sank sie schon auf den Divan nieder und versiel in einen bleiernen Schlaf. . . .

Als die fahle Morgendämmerung über den dunklen Horizont huschte und nach ihr die gelbrothen Streiflichter des erwachenden Tages, öffnete Alwine mit einem Schrei die Augen.

Taumelnd noch, schlaftrunken, sprang sie auf. Alle Glieder schmerzten ihr. Sie war wie abgestorben vor Kälte.

Weshalb hatte sie ihr Bett nicht aufgesucht? Dort der Mantel am Boden, das ausgebrannte Licht in dem Leuchter —

Mit einem Schlage kehrte die Erinnerung zurück. „Ich liebe Dich nicht mehr!“ schrie sie auf und stürzte vor ihrem Bett auf die Kniee, das wilde Schluchzen in seinen Rissen zu ersticken.

(Fortsetzung folgt.)





Die Pontac-Kur.

Sumoreske von Reinhold Drmann.

Mit Illustrationen von G. Zimmer.

1.

(Nachdruck verboten.)

Daß der Beruf eines Landarztes nicht der bequemste auf Erden ist, hatte Doktor Hans Richter niemals so lebhaft empfunden, als an diesem abscheulichen Märzabend. Um fünf Uhr Nachmittags hatte er in der alten, von seinem Vorgänger zugleich mit der ausgedehnten Praxis übernommenen Kalesche seinen Wohnort, das Städtchen Hartenstein, verlassen, um einem dringenden Rufe Folge zu leisten. Zwei Stunden lang war er auf entsetzlichen Wegen durchgerüttelt und durchgeschüttelt worden, bis er den einsamen Hof erreicht hatte, auf dem der Besitzer stöhnend und fluchend mit seinem gebrochenen Bein darniederlag; eine weitere Stunde hatte er damit zugebracht, seinem höchst widerborstigen Patienten das Bein zu schienen und zu verbinden, und senkend war er nun endlich in die verschliffenen Lederpolster des banfälligen Wägeleins zurückgesunken, um in nachtschwarzer Finsterniß durch Sturm und Regen die Heimfahrt anzutreten.

Es war ein Wetter, in das fühlende Seelen keinen Hund hinausgejagt haben würden. Der Wind branste

über die weite, moorige Ebene daher, daß selbst die knorrigsten Weidenbäume ihr letztes Stündlein gekommen glaubten, und alle Schleusen des Himmels schienen geöffnet, um eine neue Sintfluth über die Erde auszugießen. Die gebrechliche Doktorkutsche aber war durchaus nicht darnach angethan, ihren Insassen gegen die Wuth solcher Naturereignisse wirksam zu beschützen. In anmuthigen kleinen Wasserfällen ergoß sich die himmlische Feuchtigkeit durch die Löcher des Wagendaches, und weder vorne noch seitwärts fehlte es an klaffenden Ritzen und Fugen, die dem eisigen Märzwind bequemen Zugang verstatteten. Verzweifelt hatte Doktor Richter nach Verlauf der ersten Viertelstunde den hoffnungslosen Versuch aufgegeben, seine Cigarre in Brand zu erhalten, und nun fauerte er, den Kopfkragen bis über die Ohren hinaufgeschlagen, in seiner Ecke als eine Bente der trübseligsten und unerfreulichsten Gedanken.

Wie ganz anders hatte er sich doch noch vor Kurzem seine Zukunft vorgestellt! Wie wenig glich diese rauhe Wirklichkeit dem Bilde, das ihm sein würdiger Vorgänger ausgemalt, als er ihm gegen Zahlung einer angemessenen Summe seine Praxis übertrug, um sich selber in einer hübschen Wiesbadener Villa zur Ruhe zu setzen. Wahrhaftig, er mußte die Ruhe vollaus verdient haben, der gute Harns, wenn er dreißig Jahre lang dieselben Mühseligkeiten und Strapazen ertragen hatte, die seinem Nachfolger während dieser ersten drei Monate bereits beschieden gewesen waren. Gewiß war Hans Richter bei der Rüstigkeit und Arbeitslust seiner achtundzwanzig Jahre weit davon entfernt, die hohen Pflichten seines schweren Berufes zu verkennen und von seiner Ausübung lediglich einen mühelosen Broderwerb zu erhoffen. Aber die Anerkennung, die er hier in Hartenstein und namentlich auf dem platten Lande für seine aufreibende Thätigkeit erntete, war doch

gar zu wenig darnach angethan, ihm die nöthige Spannkraft und Freudigkeit zu erhalten. An Patienten fehlte es ihm ja nicht; doch sie forderten seinen Beistand zumeist erst dann, wenn die Behandlung eines klugen Schäfers oder einer weisen Frau sie an den Rand des Grabes geführt hatte. Und selbst in diesen Nöthen noch brachten sie seiner ärztlichen Wissenschaft ein fast unüberwindliches Mißtrauen entgegen, das um so offenkundiger zu Tage trat, je mehr sich seine Heilmethode von der alten, an Pillen und Tränkein reichen Schule entfernte. Er hatte da zum Dank für die aufopferndsten Bemühungen schon manche sehr wenig schmeichelhafte Aeußerungen vernehmen müssen, und nur die unverwüßliche Liebenswürdigkeit, die ihm namentlich am Krankenbette eigen war, hatte ihn bis jetzt vor der Versuchung bewahrt, all' diesen Widerwärtigkeiten kurz entschlossen den Rücken zu kehren. Die Erinnerung an die angenehmen Verhältnisse, die er bei seiner Ueberfiedelung nach Hartenstein hinter sich gelassen, kam ihm freilich oft genug, und daß sie gerade während dieser freudlosen Fahrt lockender als sonst in seiner Seele lebendig wurde, war in Anbetracht der trübseligen Umstände gewiß sehr begreiflich.

Hans Richter war ein Kind der Großstadt und hatte seit seiner frühen Jugend alle Behaglichkeiten des Wohlstandes genossen. Mit Leib und Seele seiner Wissenschaft ergeben, war er durch hervorragende Fähigkeiten frühzeitig zu der viel beneideten Stellung eines Assistenten bei dem berühmtesten Kliniker der Universität gelangt. Die gesellschaftlichen Kreise, in denen er verkehrte, hatten ihn mit besonderer Auszeichnung behandelt, und er wäre vielleicht niemals auf den Gedanken gekommen, die Residenz zu verlassen, wenn nicht zufällig ein kleines, trotz seiner scheinbaren Geringsfügigkeit tief verstümmendes Ereigniß mit dem ersten Briefe des ruhebedürftigen Harms zusammengefallen wäre.

Auf einer Gesellschaft im gastlichen Hause des Ingenieurs Fromholz hatte er im Oktober des verflossenen Jahres Fräulein Lina zum ersten Male gesehen. Sie war aus der Provinz zum Besuch gekommen, um unter dem Schutze ihrer Verwandten das großstädtische Leben kennen zu lernen. Und ihr goldiges Blondhaar, das sich an den Schläfen zu so reizenden Löckchen ringelte, ihre unschuldigen blauen Kinderaugen wie das entzückende Grübchen im Kinn hatten es dem Doktor auf der Stelle angethan. Nach der unvergeßlichen Stunde, die er als ihr Tischnachbar an ihrer Seite zugebracht, war ihm die Welt in einem ganz neuen, rothigen Schimmer erschienen; er hatte sich plötzlich berufen gefühlt, es den größten Männern seiner Wissenschaft gleich zu thun, und in der That hatte er niemals so wunderbare Erfolge erzielt, als in jenen glücklichen Tagen, wo schon seine sonnige Fröhlichkeit belebend und erheiternd auf die Patienten einzuwirken schien. Bei der ersten Begegnung war es nicht geblieben, und der Zufall, der noch immer ein treuer Bundesgenosse der Liebenden gewesen ist, hatte die beiden jungen Leute öfter zusammengeführt, als es der Ingenieur und seine Gemahlin in Anbetracht ihrer Verantwortlichkeit für das anvertraute Kleinod eigentlich hätten gutheißen dürfen.

Von Liebe war dabei zwischen ihnen freilich niemals die Rede gewesen; dazu war ihre Bekanntschaft noch zu jung, aber mit wunderbarer Schnelligkeit hatten sie ohne jeden Lehrmeister jene geheimnißvolle Sprache erlernt, die tausendmal ausdrucksvoller ist, als die beredtesten Menschenlippen, obgleich sie über keine anderen Verständigungsmittel verfügt, als über verstohlene Blicke, halb unterdrückte Seufzer und einen gelegentlichen schüchternen Druck der Hand. Ohne anmaßend zu sein, durfte sich Hans Richter mit der beglückenden Hoffnung schmeicheln, daß seine Neigung erwiedert werde, und noch heute erinnerte

er sich so deutlich, wie wenn es erst gestern gewesen wäre, der erwartungsvollen Freude, mit der er dem unseligen Ball bei dem Bankier Fahrenkrug entgegengeharrt hatte. Er durfte ihn wohl unselig nennen, denn auf diesem Ball hatte er sie für immer verloren. Ein Anderer, der leuchtendere Vorzüge besaß als er, mußte es ihr da angethan haben; mit grausamer Rücksichtslosigkeit, ohne ein Wort der Erklärung, hatte Lina das Band zerrissen, das sich eben erst so fein und zart von Herz zu Herzen gewoben, und nicht Gleichgiltigkeit, nein, geradezu Geringschätzung und Feindschaft waren es gewesen, die sie nach jenem verhängnißvollen Ball gegen ihn an den Tag gelegt.

Und er hatte doch nichts verschuldet. Noch bei der Begrüßung war ihm keine beunruhigende Veränderung ihres Wesens aufgefallen. Mit dem holden Erröthen, das ihn stets so sehr entzückte, weil er es für ein Zeichen der Freude nahm, hatte sie ihm ihre Hand gereicht, und es war mit ihrer lächelnden Einwilligung geschehen, daß er seinen Namen sogleich nicht weniger als fünfmal in ihre Tanzkarte geschrieben. Wohl hatten sie bei dem ersten Walzer nicht viel miteinander gesprochen, aber sie hatten ja auch bisher der Worte nicht bedurft, um sich ihre kleinen, bedeutsamen Mittheilungen zu machen, und der leichte Druck der schlanken Finger, den er auf seinem Arm gefühlt, als er sie zu ihrem Platze zurückgeleitete, war sicherlich keine Täuschung gewesen. Dann hatte ihm ein Lohndiener mitgetheilt, daß draußen Jemand sei, der ihn dringend zu sprechen wünsche. Er war dem Rufe gefolgt und hatte eine arme, verzweifelte Frau gefunden, deren schwerkranken Mann er schon seit Wochen behandelte. Es war eine plötzliche Verschlimmerung in dem Zustand des Patienten eingetreten und man hatte die Frau, die in höchster Angst an seiner Wohnung geklingelt, hierher gewiesen. Ihrer Schilderung mußte er sofort entnehmen, daß es sich um

höchst bedrohliche Symptome handelte, die ein rasches Eingreifen nothwendig machten. Ein Blick in den Festsaal hatte ihn belehrt, daß Lina eben im Arme eines anderen Tänzers dahinslog, und so gerne er sie auch selbst mit einigen Worten von seiner Abberufung benachrichtigt hätte, konnte er doch als pflichtgetreuer Arzt nicht warten, bis sich ihm eine Möglichkeit dazu bieten würde. So hatte er sich denn an den ersten besten Bekannten, den er gerade in seiner Nähe erblickte, den jungen Assessor Freylinghaus, gewendet: „Man ruft mich zu einem Patienten. Wollen Sie die Güte haben, meine Entschuldigung bei der Hausfrau und bei Fräulein Lina zu bewirken? In längstens einer Stunde hoffe ich wieder hier zu sein.“

Bereitwillig hatte der Assessor den Auftrag übernommen, und Hans Richter war mit der armen Frau an das Lager ihres Mannes geeilt. Er hatte ihn beinahe sterbend gefunden, und aus der einen Stunde, die er bei dem Kranken hatte zubringen wollen, war eine ganze Nacht geworden. Zwar hatte er die armselige Behausung am Morgen mit der stolzen Gewißheit verlassen dürfen, ein Menschenleben gerettet zu haben; aber der Ball bei dem Bankier Fahrenkrug war inzwischen längst zu Ende gegangen, und die vier Tänze, auf die er sich so sehr gefreut hatte, waren Glücklicheren zu Theil geworden.

Zu schicklicher Stunde hatte er am nächsten Vormittag im Hause des Ingenieurs seine Aufwartung gemacht, um sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen. Zu seiner Ueberraschung aber hatte man ihn nicht empfangen. Und als er vierundzwanzig Stunden später Fräulein Lina auf ihrem gewöhnlichen Morgen Spaziergang getroffen, da war sie so demonstrativ vor ihm ausgewichen, daß er über die Absichtlichkeit dieses Rückzuges nicht einen Augenblick im Ungewissen sein konnte.

Tief gekränkt hatte er drei Tage verstreichen lassen, ehe

er seinen Besuch bei ihren Verwandten wiederholte. Diesmal hatte ihn die Dame des Hauses allerdings angenommen, aber nur, um ihm mit fühlbarer Kälte und Zurückhaltung mitzutheilen, daß ihre Richte am verflossenen Abend die Hauptstadt verlassen habe und in ihr Vaterhaus zurückgekehrt sei. Irgend einen Grund für diese verfrühte Abreise hatte sie ihm nicht angegeben, und einen Gruß hatte Lina offenbar nicht für ihn hinterlassen. Der kurze Liebes Traum war also zu Ende, und an dem tiefen Schmerz, der ihn erfüllte, hatte der junge Arzt ermessen können, wie vollständig diese Neigung bereits von ihm Besitz ergriffen hatte und wie schwer es ihm fallen würde, sie aus seinem Herzen zu reißen. Für einen Ritter Toggenburg freilich hatte ihn die Natur nicht veranlagt; aber der alte Doktor Harns hätte doch keinen günstigeren Zeitpunkt für sein Anerbieten wählen können, als gerade diesen. Der Aufenthalt in der Residenz und ihr buntes geselliges Treiben waren dem Doktor mit einem Male verleidet. Trotz der Abmahnungen seines Professors hatte er unbedenklich zugriffen, und es waren kaum vier Wochen seit jenem unglückseligen Ballfest verflossen, als er bereits sang- und klanglos seinen Einzug in Hartenstein hielt.

Der neue Wirkungskreis hatte bis heute seinen Erwartungen sehr wenig entsprochen; die verdrießlichste von allen Enttäuschungen aber, die ihm hier zu Theil geworden, war doch die Erfahrung, daß er trotz aller aufreibenden Thätigkeit die wankelmüthige Lina noch immer nicht vergessen konnte; daß er noch immer mit einem brennenden Weh im Herzen ihre glänzenden blauen Augen vor sich zu sehen und ihr bestrickendes, silberhelles Lachen zu hören meinte. Selbst bei dieser schauerhaften Fahrt durch den Frühlingsturm, dessen Wüthen an und für sich gewiß nicht geeignet war, leidenschaftliche Empfindungen anzufachen, dachte er nach etlichen wehmüthigen Betrachtungen

über seine unbehagliche Lage nur noch an sie, und er schwelgte eben in schmerzlich-süßen Erinnerungen an jenen unvergeßlichen letzten Walzer, als er durch einen fürchterlichen Stoß aus seiner Ecke geschleudert wurde, um im nächsten Moment sein Antlitz von der ungeberdigen Windsbraut nicht eben sänftlich umfächelt zu fühlen.

Halb betäubt raffte er sich aus dem Schlamm des grundlosen Weges auf, unfähig, in der rabenschwarzen Finsterniß etwas Anderes wahrzunehmen, als das ängstliche Flackern einer hin und her pendelnden Laterne.

„Zum Donnerwetter, Kengert!“ schrie er, „was ist denn da eigentlich passirt?“

Die pendelnde Laterne kam auf ihn zu, und die gleichmüthige Stimme des alten Kutschers, der gleich Pferden und Wagen zu dem überkommenen Inventar seines Vorgängers gehörte, antwortete mit bewunderungswürdiger Gelassenheit: „Ja, Herr Doktor, was soll passirt sein! Wer kann bei dem Hundewetter noch einen Weg erkennen! Ich dachte, die Braunen würden ihn schon finden, aber es ist ihnen wohl schließlich auch zu arg geworden.“

„Und da warfen sie uns einfach um, um der Sache auf die eine oder die andere Weise ein Ende zu machen? Das ist ja eine vertheufelte Geschichte.“

„Ja, Herr Doktor — es wird wohl so sein. Bei der Leubener Mühle müssen wir von der Landstraße abgekomen sein. Die habe ich noch ganz deutlich gesehen.“

„Und der Wagen? — Glauben Sie, daß wir Beide ihn wieder flott machen können?“

„Ja — das ist nun so, wie es ist. Die Kalesche ist hin, davon heißt keine Maus einen Faden ab. Beide Achsen sind kaput. Es ist blos ein Wunder, daß sie überhaupt noch so lange gehalten haben.“

„Wahrhaftig, Kengert, Sie sind wie zum Tröster ge-



boren. Uns was sollen wir nun Ihrer Meinung nach beginnen?"

"Ja, wenn der Herr Doktor das nicht wissen — ich weiß es auch nicht. Vielleicht, daß wir auf den Braunen nach Hartenstein reiten könnten."

„Um uns noch gründlicher zu verirren. Nein, dafür möchte ich mich denn doch ergebenst bedanken. Haben Sie nicht wenigstens eine dunkle Ahnung, wo wir uns hier befinden?“

„Ja, Herr Doktor — ich meine wohl, wenn wir von der Leubener Mühle links abgekommen sind, müssen wir uns jetzt auf Konsbrucher Revier befinden.“

„So? Und wenn wir nun rechts abgekommen sind?“

„Dann lägen wir schon lange im Leubener Teich, Herr Doktor.“

„Wir haben also, wie ich merke, bei der Sache noch Glück gehabt, und ich werde bei der Regierung eine Rettungsmedaille für Sie beantragen, Kengert! Da wir uns nun offenbar nicht im Leubener Teich befinden —“

„So sind wir auf Konsbrucher Gebiet — ja, Herr Doktor, das wird wohl so sein. Es muß der Feldweg nach dem Herrenhaus sein, den die Braunen für die Landstraße angesehen haben.“

„Und wie groß schätzen Sie die Entfernung bis zu diesem Herrenhause?“

„Nu, ich denke, in einer Viertelstunde müßte man allenfalls hinkommen können.“

„Gut! So lassen Sie die Kalesche liegen und spannen Sie die Pferde aus! Wir müssen unter allen Umständen irgend ein schützendes Obdach zu erreichen suchen.“

„Der Herr Doktor meinen also, daß wir nach dem Herrenhause —“

„Aber, zum Henker, stellen Sie sich doch nicht so schwerfällig an, Kengert! Natürlich meine ich das! Ich bin naß bis auf die Haut. Also beeilen Sie sich gefälligst. Der Besitzer von Konsbruch wird doch wohl gastfrei genug sein, uns ein Plätzchen am Ofen zu gönnen.“

Doch Kengert rührte sich nicht von der Stelle.

„Ja, Herr Doktor, beeilen wollt' ich mich schon, denn

ich habe auch nicht mehr viel Trockenes an mir. Aber was das mit dem Ofen anbetrifft — nach Kossbruch können wir doch wohl nicht. Ja, wenn es ein Wirthshaus wäre —“

Hans Richter war bedenklich nahe daran, den letzten Rest von Fassung zu verlieren.

„Hören Sie, guter Freund,“ sagte er mit Nachdruck, „ob es da ein Wirthshaus gibt oder nicht; nehmen Sie nun endlich Ihre Pferde beim Kopf und lassen Sie uns den Weg suchen. Ich will nach dem Herrenhause, und um das, was dort weiter mit uns geschehen wird, brauchen Sie sich vorläufig Ihr weises Haupt nicht zu zerbrechen.“

„Zawohl, Herr Doktor, aber, mit Ihrer Erlaubniß, was dort mit uns geschehen wird, weiß ich ganz genau. Sie werden uns die Thür vor der Nase zuschlagen und uns mit den Hunden fortjagen — das ist nun so, wie es ist.“

„Sind Sie verrückt, Kengert? Bei solchem Wetter, das selbst ein Kannibalenherz zum Mitleid rühren würde? Ist denn der Besitzer von Kossbruch ein Unmensch?“

„Nein, das nicht, aber er hat geschworen, daß ihm kein Arzt mehr auf seinen Grund und Boden kommen soll. 'Wozu hätte man denn die Hunde!' Das waren seine eigenen Worte. Und der Herr Doktor Harms hatte immer eine höllische Angst, wenn wir 'mal ein bißchen nahe an die Kossbrucher Feldmark heran mußten.“

„Bei dem Herrn ist es also nicht ganz richtig im Oberstübchen? Wie nennt sich denn dieser grimmige Feind des ärztlichen Standes?“

„Müller heißt er, Herr Doktor, und er ist sonst ein sehr ordentlicher Mann. Aber er kurirt seine Leute und sein Vieh und sich selbst nach einer besonderen Methode, die er auch selber erfunden hat. Und weil nun der Herr Doktor Harms 'mal öffentlich erklärt hat, dem Doktor Eisenbart auf Kossbruch werde er wegen seiner medizinischen

Pfuschereien gelegentlich den Staatsanwalt auf den Hals schicken, so hat er geschworen —"

„Na ja, den Inhalt seines fürchterlichen Gelöbnisses haben Sie mir ja bereits mitgetheilt,“ unterbrach ihn der Doktor, der nun doch anfang, ebenfalls etwas bedenklich zu werden. „Und Sie glauben, daß er der Mann wäre, uns trotz unserer jammervollen Verfassung wirklich die Thür zu weisen?“

„Ja, Herr Doktor, der Mann dazu ist er ganz gewiß. Ich hab' ihn nur einmal gesehen, und ziemlich von Weitem, denn ich mußte wie toll auf die Pferde einhauen, weil der Herr Doktor Harms im Wagen vor Angst seine Herzaffektionen kriegte. Aber ich möchte nicht im Bösen mit ihm zu thun haben — das ist nun so, wie es ist.“

„Und ein anderes Obdach als das Kossbrucher Herrenhaus ist nicht in der Nähe?“

„Nicht unter drei Viertelstunden, Herr Doktor, wenn wir's überhaupt bei dieser Finsterniß finden.“

„So strängen Sie nur die Pferde ab! Wir wollen es trotz seines mörderischen Schwurs mit dem rasenden Müller versuchen.“

Was für ein Gesicht der alte Nengert zu dieser Weisung machte, ließ sich zwar in der Dunkelheit nicht erkennen, aber er wagte es jedenfalls nicht, dem bestimmten Befehl seines Brodherrn einen weiteren Widerstand entgegenzusetzen, und einige Minuten später stapften der Doktor, der Kutscher und die beiden triefenden Braunen todesmuthig durch Morast und Pfützen vorwärts, während die nach dreißigjährigem treuem Dienste zusammengebrochene Kalesche einsam am Wege zurückblieb wie ein auf dem Felde der Ehre gefallener Krieger.

Die Viertelstunde, auf die Nengert den mühseligen Marsch geschätzt hatte, zog sich zwar beträchtlich in die

Länge, endlich aber blinkte ihnen doch von Ferne das anheimelnde Licht erhellter Fenster entgegen, und nur der Umstand, daß gleichzeitig auch das Gebell einiger Hunde vernehmlich wurde, dämpfte namentlich bei dem biederen Rutscher die Freude, die solcher Anblick unter anderen Umständen in ihm hervorgerufen haben würde. Als sie bis auf ein paar hundert Schritte an den Hof herangekommen waren, brach er denn auch beklommenen Herzens das Schweigen.

„Ich hätt' wohl eine große Bitte an den Herrn Doktor — es ist nur wegen des Herrn Müller — und die armen Braunen — sie müssen doch in einen Stall; denn sie sind auch nicht mehr von den Jüngsten, und ein bißchen lendenlahm sind sie so schon alle beide.“

„Ihre feurige Gangart ist ein Beweis dafür. Heraus also mit Ihrer Bitte, alter Freund!“

„Ja, Herr Doktor — mit Ihrer gütigen Erlaubniß — wenn Sie es vielleicht den Herrn Müller gar nicht merken ließen, daß Sie auch ein Doktor sind. Weil Sie doch erst seit ein paar Monaten hier sind, kennt er Sie wahrscheinlich gar nicht. Eine kleine Nothsüge ist am Ende immer noch besser als —“

„Als mit den Hunden fortgeheßt zu werden. Darin könnten Sie schon Recht haben, Rengert! Und außerdem brächte mich solche bündige Verabschiedung um das Vergnügen, die nähere Bekanntschaft des Konstruierender Eisenbart zu machen. Wir wollen also sehen, was sich thun läßt. Jedenfalls werde ich selbst eine Verleugnung meines ehrenwerthen Berufes nicht scheuen, um Ihnen und den Braunen eine ungestörte Nachtruhe zu verschaffen.“

Der alte Rengert murmelte etwas Unverständliches vor sich hin. Dann pochten sie mit spartanischer Tapferkeit an das geschlossene Einfahrtsthür des Hofes.

2.

Mit Herrn Müller's mächtigen Filzschuhen und mit einem seiner wattirten Schlafröcke angethan, trat Hans Richter eine Viertelstunde später in das behaglich durchwärmte Speisezimmer des Herrenhauses. Seine äußere Erscheinung unterschied sich in diesem Aufzuge jedenfalls sehr wesentlich von der eleganten Figur, die er zur Freude aller jungen Damen auf dem Parkett der hauptstädtischen Salons gemacht hatte; denn der Besitzer von Konsbruch war ein Mann von hünenhaften Körperverhältnissen, und sein Schlafrock hätte nach Länge und Breite sehr wohl zwei Personen von des Doktors schlankem Wuchse als schützende Hülle dienen können. Aber Hans Richter würde unbedenklich selbst in die thrandustende Felljacke eines Eskimo geschlüpft sein, um sich seines durchnächsten Rockes entledigen zu können, und er war dem Gutbesitzer im innersten Herzen dankbar für die Liebenswürdigkeit, mit der er ihm sogleich die wärmsten Stücke seiner Garderobe zur Verfügung gestellt hatte.

Die Persönlichkeit des gefürchteten Mannes entsprach überhaupt sehr wenig dem Bilde, das sich der Doktor nach Rengert's Schilderung von ihm hatte machen müssen. Zwar wie Jemand, der lange mit sich spaßen ließe, sah er nicht gerade aus, und in seinen grauen Augen war ein Feuer, das sicherlich keines all' zu starken Anhauches bedurfte, um in hellen Zornesflammen aufzulodern. Aber der Ausdruck seines runden, gebräunten Antlitzes war trotz des energischen Kinns und des martialischen grauen Schnurrbartes ein vorwiegend gutmüthiger, und sein Benehmen war bei aller Geradheit und Ungeziertheit doch durchaus dasjenige eines Mannes von guter Erziehung und ritterlicher Denkungsart.

„Mein Name ist Richter, und ich bin auf Ihrem Grund

und Boden mit meinem Wagen verunglückt," hatte der Doktor bei der ersten Vorstellung einfach gesagt, und das war genug gewesen, um ihm die Gastfreundschaft des Ronsbrucher Herrenhauses zu sichern. Als ihm nun nach seiner Vermummung der Gutsbesitzer mit einem jovialen Lächeln entgegentrat, fühlte er wohl einige Gewissensbisse über die Täuschung, die unter den obwaltenden Verhältnissen immerhin schon in der bloßen Verschweigung seines Standes und seines akademischen Titels lag; aber er empfand andererseits auch sehr wenig Reigung, das wohlige Behagen dieses überaus anheimelnden Aufenthalts durch ein nachträgliches Geständniß tollkühn wieder auf's Spiel zu setzen.

"Ich habe Ihnen in aller Eile einen kleinen Imbiß herrichten lassen," sagte der Hausherr, „und ich bitte Sie, vorlieb zu nehmen. Unser Abendessen ist schon vorüber, aber wenn's Ihnen recht ist, trinke ich noch ein Glas Wein zur Gesellschaft mit."

Von dem sauber gedeckten Tische her duftete es sehr appetitlich, und nach den Strapazen des hentigen Nachmittags bedurfte es für Hans Richter keines langen Zuredens, um ihn zu einer verständnißvollen Würdigung der Ronsbrucher Küche zu bestimmen.

"Sie beschämen mich durch Ihre Freundlichkeit," versicherte er, als Müller zum ersten Mal eingeschenkt hatte; „gestatten Sie mir denn, dieses Glas auf das Wohl Ihres gastlichen Hauses zu leeren."

"Danke erbeugt! — Profit!" meinte der Andere, während sie anstießen. Und mit einem verschmitzten Lächeln fügte er hinzu: „Na, kennen Sie die Sorte, Herr Richter?"

Zufällig hatte der Doktor vorhin einen Blick auf das Etikett der Flasche geworfen, und so kostete es ihn jetzt nicht allzuviel Kopfzerbrechen, um ganz treuherzig zu antworten: „Ein ausgezeichnete Pontac, wenn ich nicht irre —

ein Weindchen, das mindestens seine zehn bis fünfzehn Jahre hat.“

„So habe ich mich also doch nicht getäuscht!“ rief der Gutsbesitzer lachend. „Solche Zunge hat nur ein Fachmann. Sie sind der Reisende, den mir Langenbucher & Söhne schon vor acht Tagen gemeldet haben. Habe ich's getroffen?“

Hans Richter war für einen Moment in peinlichster Verlegenheit. Fast hätte seine Wahrheitsliebe den Sieg davongetragen. Aber ein Blick auf das Birkhuhn, das erst zur Hälfte verzehrt war, und der Gedanke an die armen lendenlahmen Braunen machten seine guten Vorsätze wieder zu Schanden.

„Allerdings, Herr Müller,“ murmelte er. „Ihr Scharfsinn —“

„Na ja, man versteht sich doch ein bisschen auf Physiognomien, und zumal einen Weinreisenden getraue ich mich in jeder Verkleidung zu erkennen. Aber Sie müssen es höllisch ernst nehmen mit Ihrem Geschäft, wenn Sie sogar bei solchem Wetter unterwegs sind. Das gefällt mir. Man freut sich immer, 'mal einen jungen Mann zu sehen, der nicht ein so verzärteltes Mutter söhnen ist, wie sie leider heute zu Tausenden herumlaufen. Und darum sollen sie auch eine tüchtige Bestellung mitnehmen. Sie haben doch noch 'was von dem neunundsiebziger Pontac auf Lager?“

„Soviel Sie nur haben wollen, Herr Müller! Mindestens zehn Fuder!“

Der Hausherr blickte etwas verwundert drein. „Ist es möglich? Und Ihr Vorgänger schwor mir hoch und theuer, daß nur noch ein ganz kleiner Rest eigens für mich aufbewahrt würde.“

„Wahrscheinlich hat er die zehn Fuder übersehen. Sie liegen nämlich ein bisschen abseits, müssen Sie wissen.“

„Alle Wetter, sie müssen ein Riesengeschäft haben, die

Herrn Langenbacher & Söhne! Aber es ist mir jedenfalls lieb, daß ich den Wein noch haben kann. Denn er erspart uns hier auf Ronsbruch nicht bloß den Doktor und den Apotheker, sondern auch den Todtengräber, der sich immer einstellt, wo diese beiden Wohlthäter der Menschheit erst einmal angefangen haben, ihr mörderisches Unwesen zu treiben."

"Na, das kann ja gut werden," dachte der junge Arzt, dem das Birnhuhn plötzlich viel weniger munden wollte, und mit einem schüchternen Versuch, dem Gespräch eine minder verfängliche Wendung zu geben, fragte er: „Vielleicht nehmen Sie auch eine Parthie Rheinwein — Rüdesheimer Berg oder Johannisberger Auslese — ein ausgezeichnetes Tröpfchen. Ich werde Ihnen morgen meine spezielle Offerte machen.“

Aber der Gutsbesitzer schüttelte den Kopf. „Nein, das ist nichts für mich — der ist mir zu flüchtig. Wenn die Krankheitsbazillen wirklich unschädlich gemacht werden sollen, müssen sich die Weindünste langsam entwickeln und dürfen nicht zu schnell verfliegen. Uebrigens — kennen Sie meine Heilmethode, Herr Richter?“

Der Doktor sah das Verhängniß heraufziehen, aber er hatte kein Mittel, es abzuwenden, und so bemühte er sich denn nach Kräften, ein harmlos unschuldiges Gesicht zu machen, während er die gefährliche Frage verneinte.

„Nun, so lassen Sie sich die Sache erklären! — Alle Krankheiten kommen aus dem Magen. Sie entstehen durch gewisse, noch ganz unbekannte Bazillen und Kolfen —“

Hier wurde er in seiner wissenschaftlichen Darlegung unterbrochen, und Hans Richter fuhr mit weit aufgerissenen Augen von seinem Stuhl in die Höhe, wie wenn irgend eine weiße oder schwarze Geisterfrau des Ronsbrucher Schlosses sich auf ihrem gespenstigen Rundgang zufällig

auch in das hell erleuchtete Speisezimmer verirrt hätte. *) Und doch hatte die schlanke weibliche Gestalt, die da auf der Schwelle stand, weder etwas Geisterhaftes noch sonst etwas Abschreckendes oder Beängstigendes. Es war ein junges Mädchen von höchstens achtzehn Jahren, und ihr goldiges Blondhaar, das sich an den Schläfen zu reizenden Löckchen ringelte, krönte ein liebliches Antlitz mit unschuldigen blauen Kinderaugen und mit einem entzückenden Grübchen im Rinn.

Doktor Hans Richter sah aber alle diese anmuthigen Dinge nicht zum ersten Mal, und auf nichts in der Welt wäre er so wenig vorbereitet gewesen, als darauf, ihnen bei Sturm und Regen hier in diesem entlegenen Erdwinkel wieder zu begegnen, während seine Füße in ungeheuerlichen Filzschuhen steckten und ein schauderhafter Schlafrock seine Gestalt zur Karikatur verwandelte.

„Fräulein Lina!“ hätte er geschrien, wenn ihm nicht die Ueberraschung buchstäblich für einen Moment die Zunge gelähmt hätte, und in der nächsten Sekunde schon war es zu spät, da der Gutsbesitzer, der sein blitzartiges Auffahren offenbar mißdeutet hatte, ahnungslos lächelnd sagte:

„Sie brauchen sich wegen Ihres Anzuges durchaus nicht zu geniren, mein verehrter Herr Richter! Als ich in Ihren Jahren war, hätte mir dieser Schlafrock wahrscheinlich auch nicht gepaßt. Und Sie sind ja glücklicherweise nicht auf die Brautschau nach Konsbruch gekommen. — Herr Richter, der angekündigte Geschäftsreisende für die Weinhandlung von Langenbucher & Söhne — meine Tochter Lina.“

Lina's Ueberraschung war sicherlich keine geringere, als die des Doktors; auf ihrem liebreizenden Gesichtchen kam und gieng in schnellem Wechsel die Farbe; aber die kurze Frist, die ihr die scherzenden Worte des Vaters gewährten,

*) Siehe das Titelbild.

war doch hinreichend, ihre in's Wanken gerathene Fassung wiederherzustellen. Ihre Miene wurde ernst und auf ihrem Antlitz verrieth sich weder Freude noch Verdruß, ja nicht einmal ein Befremden über den so merkwürdig veränderten Stand ihres ehemaligen Tänzers. Mit einem kleinen, stolzen Neigen des blonden Köpfchens erwiederte sie seine Verbeugung ganz so hoheitsvoll, als ob er wirklich ein wildfremder Weinreisender gewesen wäre, und dann machte sie sich an dem großen eichenen Büffet zu schaffen, unbekümmert darum, daß sie Hans Richter bei dieser Beschäftigung den Rücken zuwenden mußte.

Der Gutbesitzer aber nahm das unterbrochene Gespräch genau an dem Punkte wieder auf, wo er vorhin stehen geblieben war, und entwarf eine lange anschauliche Schilderung von dem Kampf der Weindünste und der Bazillen und Koffen — einem Kampf, der bei richtigem Verhalten immer mit dem Sieg des edlen Nebenblutes endigen müsse. Es sei eben eine durchgreifende innerliche Desinfektion.

„Denn der Wein duldet keine Unreinigkeiten,“ schloß er mit erhobener Stimme, „das wird Ihnen jeder Käufer bestätigen. Und daß er's im menschlichen Körper nicht anders treibt als im Fasse, dafür liefern die Erfolge, die ich mit meiner Methode erzielt habe, einen unwiderleglichen Beweis. Sehen Sie, es ist durchaus nichts Wunderbares oder Uebernatürliches dabei. Ich gebe dem Patienten möglichst beim Beginn der Erkrankung je nach Alter und Geschlecht eine halbe bis eine ganze Flasche schweren alten Rothweins innerhalb einer Stunde theelöffelweise zu genießen, lasse ihn dann den Mund zwei Stunden lang fest zumachen und die Ohren mit Watte verstopfen, damit die segensbringenden Weindünste, die sich naturgemäß nach oben einen Ausweg suchen, so lange als irgend möglich im Körper zurückgehalten werden. Und wenn sich der Erfolg nicht schon nach der ersten Anwendung einstellt, wie es

in den meisten Fällen geschieht, so wiederhole ich die Behandlung in angemessenen Zwischenräumen bis zur Genesung. Nun, was sagen Sie dazu? — Ist das nicht so einleuchtend und einfach, wie das Ei des Columbus?“

Aber Hans Richter hatte nur einen sehr geringen Bruchtheil der merkwürdigen medizinischen Abhandlung mit vollem Verständniß in sich aufgenommen. Seine Blicke hingen unverwandt an der anmuthigen Gestalt Lina's, die nach jenem stummen Gruße von seiner Anwesenheit nicht mehr im Geringsten Notiz zu nehmen schien, und alle seine Gedanken beschäftigten sich nur mit ihr. Sie war, wie ihn dünkte, noch viel reizender geworden, seitdem er sie zum letzten Male gesehen, und seine Liebe, die vier Monate der Trennung nicht zu ersticken vermocht hatten, war kaum je zuvor in so heißen Flammen aufgelodert als bei diesem unerwarteten und unter so merkwürdigen Umständen erfolgten Wiederfinden. Daß sie den prosaischen Namen Müller führe und die Tochter eines Gutsbesizers sei, war ihm freilich nicht unbekannt gewesen; wie aber hätte er ahnen sollen, daß gerade dieser ärztefeindliche Mann, in dessen Haus ihn das Unwetter verschlagen, ihr Vater sei! Was, um des Himmels willen, mußte sie nun von ihm denken! Die halb unfreiwillige Maskirung als Weinreisender ließ sich ja vielleicht noch in einem günstigen Augenblick erklären; den Fluch der Lächerlichkeit aber, dem er durch die kahnförmigen Filzschuhe und den schlotternden Schlafrock rettungslos preisgegeben worden war, würde er in ihren Augen sicherlich nie wieder los werden, und ihr Benehmen sprach ja auch deutlich genug dafür, daß sich zu dem alten Groll, dessen Ursachen er nicht kannte, neue Geringschätzung gesellt haben müsse. Was kümmerten ihn neben solchen Erwägungen die verrückten Kuren des Gutsbesizers!

Als ihn die letzte Frage des Hansherrn aus seinen

Grübeleien aufschreckte, antwortete er auf's Gerathewohl: „Natürlich! Ganz ausgezeichnet! Es kann gar nichts Einfacheres geben.“

In diesem Augenblick wandte sich Lina mit einer raschen und, wie es schien, unmuthigen Bewegung halb nach ihm um. Ein flüchtiger, aber geradezu vernichtender Blick streifte sein Gesicht, und obwohl er die Ursachen ihres Zornes nicht völlig begriff, fühlte sich Hans Richter doch über alle Maßen unglücklich und zerknirscht. Nur der Eifer, in den er sich allgemach hineingeredet hatte, konnte es erklären, daß der Gutsbesitzer von dem stummen Spiel zwischen den Beiden noch immer nichts bemerkte, und daß er vielmehr in der allerbesten Laune fortfuhr:

„Freilich ist es durchaus nicht gleichgiltig, was für eine Sorte man anwendet. Und die günstigsten Erfahrungen habe ich bis jetzt mit Ihrem neunundsiebzigiger Pontac gemacht. Der Borrath, den Sie davon noch auf Lager haben, würde meiner Ueberzeugung nach hinreichen, die meisten Krankheiten aus der Welt zu schaffen und wenigstens ein paar hundert von diesen verwünschten Quacksalbern und Pflasterfchmierern zum Hungertode zu verurtheilen.“

Der Doktor wagte gar nicht mehr, irgend etwas zu erwiedern, aus Furcht, daß er dafür auf's Neue einen jener strafenden Blicke ernten könnte. Und er segnete von ganzem Herzen das glückliche Ungesähr, das eben jetzt einen Inspektor herbei zu zaubern wußte, der Herrn Müller eine Meldung machen wollte.

Der Gutsherr stand auf und ersuchte den Gast, ihn für ein paar Minuten zu entschuldigen. Unverhofft sah sich Hans Richter mit dem geliebten Wesen allein, und er wäre sofort aufgesprungen, um an ihre Seite zu eilen, wenn ihn nicht der Gedanke an die fürchterlichen Filzschuhe noch im letzten Moment davon zurückgehalten hätte.

So begnügte er sich denn, mit gedämpfter Stimme, aber in den weichsten und flehendsten Lauten, die ihm zu Gebote standen, zu sagen: „Fräulein Lina, ich bitte Sie: gönnen Sie mir den Anblick Ihres Gesichts und lassen Sie mich Ihnen zunächst dafür danken, daß Sie mich vorhin nicht verrathen haben.“

Sie hatte sich ihm wirklich zugewendet; aber sie blieb auf ihrem Platz am Büffet, und es klang noch keineswegs gnädig, da sie ihm in die Rede fiel: „Sie haben durchaus keine Ursache zur Dankbarkeit, Herr Doktor! Und ich erwarte, daß Sie mir jetzt wenigstens sagen werden, was die sonderbare Maske bedeudet.“

„Wenn Sie damit diesen Schlafrock Ihres Herrn Vaters meinen, Fräulein Lina —“

Aber sie schüttelte energisch den Kopf. „O, Sie wissen recht gut, was ich meine. Oder wollen Sie etwa auch mich glauben machen, daß Sie inzwischen Reisender für eine Weinhandlung geworden sind?“

„Nein, und ich schwöre Ihnen, daß es Ihr Herr Vater war, der mich dazu gemacht hat. Mein Verbrechen besteht einzig darin, daß ich ihn in seinem Irrthum beließ.“

„Nun, das ist doch ganz dasselbe. Und auch die Erzählung von dem zusammengebrochenen Wagen war natürlich nur ein Vorwand?“

„Bei meiner Ehre, Fräulein Lina: in diesem Punkte habe ich nur die Wahrheit gesprochen. Die treue Gefährtin meiner leidvollen Landpraxis liegt mit zerbrochenen Gliedern am Wege, und selbst die Pontac-Kur ihres Herrn Vaters würde sie nicht wieder lebensfähig machen können.“

Er bereute das unbedachte Wort schon, während es dem Gehege seiner Zähne entfuhr, denn wenn es bereits bei der Versicherung von der Wahrhaftigkeit seines Unfalls wie ein Schatten der Enttäuschung über Lina's Gesicht

geglitten war, so färbten sich jetzt ihre Wangen mit einem flammenden Roth.

„Recht so, Herr Doktor, fahren Sie nur fort, meinen Vater hinter seinem Rücken zu verspotten, wie Sie es vorhin ihm in's Gesicht hinein gethan. Denn was Sie in Wahrheit von seinen medizinischen Anschauungen halten, brauchen Sie mir nicht erst zu sagen. Ich weiß nicht, welche Veranlassung Sie hatten, diese Komödie mit ihm zu spielen, und ich will es auch gar nicht wissen. Aber Sie werden von mir nicht erwarten, daß ich Ihren geistreichen Scherz bewundere. Ich finde vielmehr, daß es weder ein Kunststück noch auch besonders — vornehm ist, einen ehrlichen und arglosen Mann des bloßen Späßes halber zu hintergehen.“

Hastig und in großer Erregung hatte sie die Worte hervorgestoßen; ihre Stimme zitterte wie von mühsam verhaltenen Thränen. Niedergeschmettert gleich einem Angeklagten, der soeben sein Todesurtheil hat vernehmen müssen, saß Hans Richter ihr gegenüber. Er suchte noch nach einer Rechtfertigung, als die Thür des Zimmers von draußen geöffnet wurde, und der Gutbesitzer freundlich lächelnd wieder eintrat, eine bestaubte Rothweinflasche in jeder Hand und offenbar entschlossen, das angenehme Pflauderstündchen mit dem hereingewehnten Gast noch um ein Beträchtliches auszudehnen.

Da reifte in der zerknirschten Seele des jungen Arztes ein großer, ein heroischer Entschluß. Ohne die Anrede des Gutsherrn abzuwarten, stand er auf und ging dem Erstaunten in feierlicher Haltung um einige Schritte entgegen.

„Ehe ich Ihre Gastfreundschaft noch weiter in Anspruch nehme, Herr Müller,“ sagte er, seinen Muth durch einen Blick auf Lina stählend, „habe ich Ihnen ein Geständniß abzuliegen. Ich bin nicht der, für den Sie mich halten,

und ich reise weder für die Firma Langenbucher & Söhne noch für irgend ein anderes Geschäft. Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Doktor Hans Richter, praktischer Arzt und Nachfolger des Doktor Harms zu Hartenstein. Ich bitte Sie aufrichtig, mir die kleine Täuschung zu verzeihen."

Steif und starr stand der Gutsbesitzer mit seinen beiden Pontac-Flaschen da. Sein ohnehin sehr lebhaft gefärbtes Antlitz wurde dunkelroth bis über die Stirn hinauf und aus seinen grauen Augen schossen nun wirklich Blitze des Zornes. Zweimal räusperte er sich in höchst bedrohlicher Weise, bevor er Antwort gab, und Hans Richter machte sich im Stillen auf den Ausbruch eines Unwetters gefaßt, gegen das der Sturm da draußen sicherlich nur ein Kinderspiel war. Aber der Gutsherr von Konsbruch vergaß auch in diesem kritischen Augenblicke nicht, daß der vor ihm Stehende unter seinem Dache Schutz gesucht hatte und sein Gast war. So zwang er seinen Unwillen nieder und sagte in einem Tone eiskalter Höflichkeit:

"Ich meinte zwar, daß die Karnevalszeit bereits vorüber sei; aber ich freue mich trotzdem, Herr Doktor, daß Ihnen Ihr Beruf noch Humor genug läßt für solche Scherze. Vielleicht haben wir 'mal anderswo Gelegenheit, uns darüber des Näheren auszusprechen. Für heute möchte ich Sie um keinen Preis Ihrer wohlverdienten Nachtruhe noch länger berauben — um so weniger, als Sie wahrscheinlich den Wunsch haben, morgen schon sehr frühzeitig aufzubrechen. Ich werde meinen Inspektor anweisen, einen Wagen zu Ihrer Verfügung zu halten."

Er stellte die beiden Flaschen auf ein Seitentischchen und klingelte nach dem Diener.

"Leuchte dem Herrn Doktor Richter in sein Zimmer hinauf!" befahl er, indem er zu seiner Tochter trat, um damit gleichsam jeden Versuch einer weiteren Auseinander-

setzung abzuschneiden. „Ich wünsche Ihnen angenehme Nachtruhe, mein Herr!“

Nie zuvor hatte sich der junge Arzt in einer gleich kläglichen Lage befunden, nie hatte er ein so lebhaftes Verlangen gefühlt, irgend etwas Bedeutendes oder Impoponirendes zu sagen, und nie hatte ihn alle Schlagfertigkeit seines Geistes so ganz im Stich gelassen wie in diesen peinvollen Minuten. Hätte er nur wenigstens in Lina's Mienen lesen können, ob sie seine todesverachtende Selbstbezeichnung für eine ausreichende Sühne des begangenen Unrechts ansah! Aber sie hatte ihr Gesicht wieder von ihm abgekehrt, und es war wohl nur eine Täuschung, wenn er wahrzunehmen glaubte, daß ihre Schultern wie in unterdrücktem Schluchzen bebten. Allerlei verzweifelte Pläne und Gedanken gingen ihm blitzschnell durch den Kopf. Er dachte daran, einen seiner lendenlahmen Braunen aus dem Stalle zu ziehen und ohne Sattel und Zaum in die sturmburchweitschte Märznacht hinauszusprennen. Aber er hatte dann doch noch Besinnung genug, um sogleich die Unmöglichkeit dieses Vorhabens einzusehen und sich in die beschämende Gewißheit zu finden, daß er die erschlichene Gastfreundschaft wohl oder übel wenigstens bis zum Tagesanbruch werde in Anspruch nehmen müssen. So verbeugte er sich denn gegen den Gutsbesitzer und sagte:

„Auch ich hege die Hoffnung, Ihnen bei anderer Gelegenheit befriedigende Erklärungen über mein heutiges Verhalten geben zu dürfen und erwarte, daß Sie mich nicht einzig nach diesem peinlichen Vorfall beurtheilen werden. Vielleicht gestatten Sie mir, Ihnen morgen meinen Dank wie meine Entschuldigungen schriftlich zu übermitteln. Gute Nacht!“

Er lauschte gespannt, ob von Lina's holden Lippen eine Erwiederung dieses Grußes kommen werde; aber er lauschte vergebens, und als der Diener, der ihm mit dem

brennenden Windlicht folgte, eine Minute später die Thür des Speisezimmers zumachte, war es ihm, als hätten sich zum zweiten Mal, und diesmal unwiderruflich für alle Zeit, die Pforten des Paradieses hinter ihm geschlossen.

3.

Wohl waren die Betten in den Fremdenzimmern des Kronsbrucher Herrenhauses weich und bequem genug; die Augen des armen jungen Arztes aber floh nichtsdestoweniger der Frieden und Vergessenheit bringende Schlaf. Schon die Vorstellung, unter dem nämlichen Dache mit dem herrlichen, heißgeliebten Wesen zu weilen, würde hingereicht haben, den Schlummer von seinen brennenden Lidern zu scheuchen. Nun aber gesellte sich dazu noch eine Fluth quälender Gedanken und peinvoller Selbstvorwürfe und das Heulen und Toben des Sturmwindes.

Länger als eine Stunde schon hatte Hans Richter sich ruhelos in den Kissen gewälzt, da war es ihm, als drängen durch das Sturmesbrausen seltsame Töne an sein Ohr — Töne, die bald einem wilden Jauchzen, bald schmerzlichen Klageklängen von Menschenlippen glichen und die nur von einer schrillen weiblichen Stimme herrühren konnten. Anfänglich glaubte der Doktor wohl an eine Täuschung, bis er die sonderbaren, fast unheimlichen Laute immer deutlicher unterschied. Er richtete sich im Bette auf und zündete ein Licht an, um nach der Uhr zu sehen. Es war gerade Mitternacht, und wenn Hans Richter nur die geringste Anlage zum Gruseln gehabt hätte, so wäre ihm gewiß ein gelindes Erschauern über den Rücken gegangen, da just in diesem Augenblick zweimal rasch nacheinander ungestüm an die Thür seines Zimmers gepocht wurde. Der Doktor aber hüllte sich furchtlos und ohne langes Besinnen in die unentbehrlichsten Kleidungsstücke, um dem späten Besucher zu öffnen. Einen Moment sprachlosen

Erstaunen gab es, da er ihn erkannte. Denn das vom flackernden Licht einer Kerze unsicher erhellte, verfürte Antlitz des Herrn Müller war bleich, das graue Haar umgab wirr und struppig den mächtigen Schädel, etwas unverkennbar Angstvolles sprach aus dem unruhigen Blick der Augen und große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie in Ihrer Nachtruhe gestört habe, Herr Doktor,“ kam es mit ganz veränderter, heiser klingenden Stimme von seinen Lippen. „Aber wir haben eine Schwerkranke im Hause und wissen nicht mehr, was wir mit ihr anfangen sollen. Wenn Sie vielleicht die Freundlichkeit haben wollten, sie 'mal anzusehen —“

Auf den Einsturz des Himmels wäre Hans Richter eher vorbereitet gewesen, als darauf, daß ihn der verbissene Kerzefeind Müller jemals um seinen Beistand bitten könne. Aber er nahm seinen Beruf viel zu ernst, als daß er in diesem Augenblick etwas wie Genugthuung darüber empfunden hätte. Da sich sein Rock in der Küche befand, um dort zu trocknen, schlüpfte er auf's Neue in den Schlafrock seines Wirthes und stellte, ohne viele überflüssige Worte in Bezug auf seine Bereitwilligkeit zu machen, schon während dieser Toilette die zu seiner Orientirung nöthigen Fragen. Er erfuhr, daß die Haushälterin des seit Langem verwittweten Gutsbesizers, ein Fräulein Rosalie Lindemann, die Kranke sei, und daß es sich dabei in der That um einen sehr ernstten Fall handeln müsse.

„Gestern Morgen war sie anscheinend noch ganz gesund,“ erzählte der Hausherr, während sie bei dem Licht der Kerze über den langen Korridor gingen und in das untere Stockwerk hinabstiegen, „nach dem Mittagessen erst fing sie an, über Unwohlsein zu klagen, und gegen Abend zog sie sich auf meinen Rath in ihr Zimmer zurück. Ich dachte nicht anders, als daß sie morgen wieder frisch und

munter sein werde; vorhin aber kam meine Tochter, die ihre Schlafstube neben dem Zimmer der Lindemann hat, ganz entsezt zu mir hereingestürzt, um mir mitzutheilen, daß das Fräulein plötzlich wahnsinnig geworden sei."

Der Doktor dachte an die seltsamen Töne, die vorhin seine Verwunderung erregt hatten und über deren Ursprung er nun wohl nicht länger im Zweifel sein konnte.

"Wahnsinnig?" wiederholte er. "Und Sie theilen diese Vermuthung des gnädigen Fräuleins?"

"Ich muß wohl," erwiderte der Gutsbesizer geprezt; "denn die Lindemann, die sonst die stillste und schüchternste Person von der Welt ist, tobt ja in ihrer Stube herum, daß man es noch drüben in den Ställen hören muß. Sie singt und deklamirt lauter sinnloses Zeug durcheinander. Und als ich eben versuchen wollte, sie wieder in's Bett zu bringen, schrie sie 'Räuber!' und 'Mörder!' wie eine Beseffene."

Es bedurfte keiner weiteren Schilderung mehr, denn deutlich vernahm der Doktor, als sie sich der geschlossenen Thür des Krankenzimmers näherten, die pathetischen, in einem hohen, kreischenden Tone vorgebrachten Reden der armen Irnsinnigen.

"Ich werde vorangehen," sagte er ernst. "Halten Sie sich hinter mir und bleiben Sie jedenfalls ganz unthätig, bis ich Sie etwa um Ihren Beistand ersuche."

Er öffnete die Thür, und nur das Bewußtsein von dem tief tragischen Charakter der Situation machte ihn unempänglich für die überwältigende Komik des Anblicks, der sich da seinen Augen bot. Denn mitten in dem altjüngferlich ausgestatteten Gemache stand, nur mit lustigen Nachtgewändern bekleidet, die erschrecklich dürre und dürstige Gestalt des alten Fräuleins, die Augen mit verhimmelndem Ausdruck zur Decke empor gerichtet, während sie in der erhobenen Rechten mit feierlicher Geberde eine bänder-



geschmückte Nachtmütze hielt und dazu in mißtönenden
Fistellauten deklamirte:

„Mein ist der Helm und mir gehört er zu!“ —

Wohl zwei Minuten lang verharrete Hans Richter, von

dessen Eintritt die Patientin gar keine Notiz genommen hatte, in schweigender Beobachtung. Und während dieser zwei Minuten machte er zu seiner geheimen Freude verschiedene Wahrnehmungen, die ihm eine Diagnose dieser so plötzlich ausgebrochenen, merkwürdigen Geisteskrankheit ganz beträchtlich erleichterten. Auf dem Nachttischen neben dem Bette sah er nämlich, bis auf den Boden geleert, zwei von des Gutsbesizers wohlbekannten Pontac-Flaschen und daneben ein noch zur Hälfte mit Rothwein gefülltes Wasserglas, aus dem der silberne Stiel eines Kaffeelöffels ragte. Angesichts dieser Entdeckung hätte es der beiden großen Wattepfropfen in den Ohren des Fräulein Lindemann kaum noch bedurft, um ihn zu überzeugen, daß sie ein bedauernswerthes Opfer der berühmten Pontac-Kur geworden sei, und um ihm damit zugleich die Richtschnur für eine geeignete Behandlungsmethode zu geben.

In fester, energischer Haltung ging er auf die eingebildete Jungfrau von Orleans zu, und indem er sie mit einem durchdringenden Blick ansah, sagte er laut und streng:

„Sie werden sich auf der Stelle wieder in's Bett legen, mein Fräulein, und sich ganz ruhig verhalten! Ich befehle es, und ich verbiete Ihnen, noch weiter in dieser unschicklichen Weise zu lärmern.“

Lina, die sich in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen hatte, war offenbar entsetzt von der Schroffheit seines Benehmens. Fräulein Lindemann aber, nachdem sie den fremden Mann ein paar Sekunden lang glasigen Blicks angestarrt hatte, ließ langsam den Arm mit der Nachtmütze sinken und schwankte dann, unter seinen unerbittlich auf sie gehefteten Augen in Thränen ausbrechend, wirklich ohne ein Wort des Widerspruchs auf das Bett zu. Halb abgewendet wartete der Doktor, bis sie sich mit Lina's Hilfe wieder hineingelegt hatte, und unterdessen flüsterte er, von einem blitzschnell entstandenen

teuflischen Plane erfüllt, dem regungslos dastehenden Herrn Müller zu: „Die Sache ist sehr ernst. Ich hoffe, daß Sie nicht etwa auch hier schon versucht haben, Ihre Theorie von den Weindünsten und den Krankheitsbazillen in die Praxis zu übertragen.“

Nun war die Reihe des Zerknirschteins an dem bedauernswürdigen Gutsherrn von Konsbruch.

„Allerdings,“ brachte er mit einiger Anstrengung heraus, „aber ich sagte ihr ausdrücklich, sie sollte nur höchstens eine Flasche nehmen — ein Quantum, das ein Kind ohne Schaden auslöffeln könnte.“

„Nun, Sie werden mir erlauben, darüber anderer Ansicht zu sein, Herr Müller! Und ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß wir uns in diesem Fall auf die traurigsten Folgen gefaßt machen müssen. Der scheinbare Erfolg, den ich soeben mit Hilfe einer Suggestion davongetragen habe, darf uns darüber nicht täuschen. Erst die Untersuchung wird zeigen, ob wir auf einen günstigen Verlauf der Krise rechnen können.“

Die Antwort des Herrn Müller bestand nur in einem tiefen Seufzer. Der Doktor aber ging an das Bett der Kranken, die jetzt ganz still geworden war, um seine Untersuchung vorzunehmen. Lange prüfte er ihren Puls und ihren Herzschlag, legte seine Hand auf ihre Stirn und richtete verschiedene Fragen an sie, auf die sie nur mit unverständlichem Gemurmeln erwiderte. Ihre Zunge wurde offenbar mit jeder Minute widerspenstiger, und zuletzt lag die arme Dame völlig theilnahmslos da.

Lina, die an der anderen Seite des Lagers stand, neigte sich, über ihrer Sorge augenscheinlich ihren Groll vergebend, zu Hans Richter hinüber und fragte leise: „Sagen Sie mir nur, Herr Doktor: ist es in Wahrheit gefährlich?“

„Wir müssen die Wirkung des Mittels abwarten, von dem ich glücklicherweise eine ausreichende Dosis bei mir

führe," entgegnete er mit jenem gemessenen Ernst, den er unveränderlich seit dem Betreten des Zimmers bewahrte. „Wollen Sie die Güte haben, mein Fräulein, mir einen Löffel und ein Glas Wasser zu besorgen!“

Von der vorigen Verwirrung und Niedergeschlagenheit war keine Spur mehr in seinem Benehmen. Er betrachtete sich jetzt offenbar nur noch als den zur Hilfeleistung berufenen Arzt, nicht mehr als den unwillkommenen Gast, der keinen Zweifel daran haben konnte, daß er einzig aus Höflichkeit bis jetzt unter dem Dache des Herrenhauses geduldet worden.

In bangem, erwartungsvollem Schweigen sahen ihm Vater und Tochter zu, wie er die beiden weißen Pülverchen sorgsam mit Wasser mischte und dann das Glas an die Lippen der Leidenden setzte. Fräulein Rosalie Lindemann trank in langen, durstigen Zügen; dann ließ sie das Haupt in die Kissen zurücksinken und schloß die Augen.

Zögernd wagte sich der Gutsbesitzer näher.

„Wann wird Ihrer Meinung nach die Krisis eintreten, Herr Doktor?“

„Sie hat schon begonnen,“ lautete die gemessene Antwort, „und wir müssen nun geduldig abwarten, wie sie verläuft.“

Eine tiefe Stille legte sich über das Zimmer. Der Guts herr von Ronsbruch athmete schwer und gepreßt; dann, nach Verlauf einiger Minuten, rang es sich aus seiner Brust: „Ich kann das nicht mit ansehen. Und am Ende bin ich ja hier auch überflüssig. Wenn sich — wenn sich etwas Besonderes ereignen sollte, so bitte ich Sie, mich aus meinem Zimmer rufen zu lassen, Herr Doktor!“

Gesenkten Hauptes ging er hinaus. Deutlicher noch, als der beklommene Ton seiner Worte, verriethen seine Haltung und sein schleppender Schritt, wie schwer ihn dieser fürchterliche Mißerfolg seiner so oft bewährten Heilmethode

getroffen hatte. Lina's Augen folgten ihm mit einem so zärtlichen und sorgenvollen Blick, daß des Doktors Gewissen sich gar mächtig zu regen begann. Aber es gelang ihm doch, seine undurchdringliche, ernste Miene festzuhalten, während er fortfuhr, schweigend das stark geröthete Antlitz der anscheinend bewußtlosen Patientin zu beobachten.

Lina war es, die endlich die drückende Stille unterbrach.

„Sagen Sie mir aufrichtig, Herr Doktor,“ bat sie schüchtern, „ist es wirklich das von meinem Vater verordnete Mittel, das diesen schrecklichen Zustand herbeigeführt hat?“

„Da Sie die Wahrheit hören wollen, mein gnädiges Fräulein: ja, es gibt daran leider nicht den geringsten Zweifel! Ihr Herr Vater überschätzte eben als Laie die Widerstandsfähigkeit dieser armen Dame, als er sie nöthigte, seine Kur anzuwenden. Die vorliegenden Symptome beweisen, wie wenig ihre Konstitution gerade für diese Behandlungsweise geeignet ist.“

„Und Sie halten es für möglich, daß — daß sie — sterben könnte?“

„Nein, mein Fräulein, davon ist glücklicherweise nicht die Rede. Aber ich fürchte allerdings, daß alle meine ärztliche Kunst nicht im Stande sein wird, ihr einen schweren Kagenjammer zu ersparen.“

Lina's blaue Augen öffneten sich weit. „Einen Kagenjammer? Was meinen Sie damit, Herr Doktor?“

In Hans Richter's ernstem Antlitz veränderte sich keine Linie. „Kagenjammer oder auch kurzweg Jammer beziehungsweise graues Elend, mein gnädiges Fräulein, nennt man sowohl in der Wissenschaft als im gewöhnlichen Leben den für den Betroffenen stets höchst unerfreulichen Folgezustand eines Rausches — einen Zustand, der indessen glücklicherweise selten länger als vierundzwanzig Stunden anzuhalten pflegt.“

„Mein Gott — wenn ich Sie recht verstehe — Fräulein Lindemann wäre also nur —“

„Betrunken — jawohl, und zwar gehörig. Der Pontac Ihres Herrn Vaters war für sie offenbar viel zu schwer.“

„Es gab also überhaupt keine Gefahr für ihr Leben?“

„Nicht die geringste. Ein tüchtiger Schlaf von zehn oder zwölf Stunden stellt sie vollständig wieder her.“

„Und Ihre Suggestion? Ihre Arznei?“

„Schwindel, mein Fräulein, nichts als Schwindel! Ein energisches Auftreten wirkt erfahrungsgemäß stets einschüchternd auf einen Betrunknen, und mein Medikament war lediglich eine Mischung von Weinsteinsäure und doppeltkohlen-saurem Natron, genannt Brausepulver.“

„Ah, das ist unerhört, das ist schändlich! Sie wußten also von vornherein, daß es mit dieser Krankheit nichts auf sich hat, und trotzdem ließen Sie meinen armen Vater in dem Glauben, daß er — o, ich werde auf der Stelle zu ihm gehen, ihm das Alles zu sagen.“

Sie machte in der That eine Bewegung nach der Thür; Hans Richter aber sprach mit erhobener, eindringlich klingender Stimme: „Ich verwehre Ihnen das nicht, mein Fräulein; da ich aber nach dieser Enthüllung vermuthlich keine Gelegenheit mehr haben werde, Sie unter vier Augen zu sprechen, so bitte ich Sie, mir, ehe Sie gehen, noch eine Frage zu gestatten, auf deren Beantwortung ich ein gewisses Anrecht habe. Was hatte ich gethan, Fräulein Lina, um in so hohem Maße Ihren Zorn und Ihre Verachtung zu verdienen? Warum ließen Sie sich verleugnen, als ich Ihnen nach dem Ball bei dem Bankier Fahrenkrug meine Aufwartung machen wollte? Warum ergriffen Sie die Flucht, als Sie meiner auf der Straße ansichtig wurden? — Und warum reisten Sie vorzeitig ab, ohne mir auch nur ein einziges Wort des Abschieds zu gönnen?“

Lina war mitten im Zimmer stehen geblieben, das blonde Köpfchen tief geneigt und die Augen auf den Fußboden geheftet. Wieder kam und ging in raschem Wechsel die Farbe auf ihren Wangen, und sie bestand offenbar einen harten Kampf mit sich selbst, ob sie ihm die verlangte Antwort geben solle. Endlich aber sagte sie doch, ohne zu dem Doktor aufzusehen: „Und darnach können Sie mich noch fragen? Sie konnten sich darüber wundern, nachdem Sie mich so tief, so tödtlich beleidigt hatten?“

„Ich — ich hätte Sie beleidigt? Wahrhaftig, Fräulein Lina, so muß ich es als Nachtwandler gethan haben; denn im wachen Zustande hätte ich mir eher die Zunge abgebissen, als daß ich —“

„Weshalb sollen wir noch weiter darüber sprechen?“ fiel sie ihm hastig in die Rede. „Sie würden mich doch nicht mehr täuschen können, wie Sie heute zweimal so meisterhaft meinen armen Vater getäuscht haben. Wo unwiderlegliche Thatsachen zeugen, ist doch wohl jeder Versuch einer Rechtfertigung überflüssig.“

„Aber als Angeklagter kann ich unbedingt verlangen, die Natur und Beschaffenheit des von mir begangenen Verbrechens zu erfahren. Ich gelobe feierlich, es vorbehaltlos einzugestehen, wenn ich mich schuldig weiß.“

„Es dürfte Ihnen auch kaum etwas Anderes übrig bleiben; denn Sie können schwerlich leugnen, jenen Ball ohne Abschied verlassen zu haben, nachdem Sie mich unmittelbar vorher für vier Tänze engagirt hatten.“

Ein aufrichtiges Erstaunen spiegelte sich in des Doktors Mienen. „Deshalb sind Sie mir böse, Fräulein Lina? Sie zürnen mir, weil ich dem Ruf an ein Krankenbett Folge leistete, obwohl ich eigentlich die dringendere Verpflichtung gehabt hätte, mit Ihnen zu tanzen — und weil ich nicht ein Menschenleben auf's Spiel setzen wollte, um

zu warten, bis sich mir eine Möglichkeit bieten würde, Ihre Erlaubniß einzuholen?"

Betroffen hob die junge Dame die Augen. „Was Sie da sagen, Herr Doktor, ist das wirklich wahr?"

„Sie mögen nach den Vorfällen dieser Nacht vielleicht eine scheinbare Berechtigung haben, an meiner Wahrheitsliebe zu zweifeln; damals, mein Fräulein, aber hatten Sie eine solche Berechtigung nicht. Und Sie hätten mir unbedingt Glauben schenken müssen, als ich Ihnen durch den Assessor Freylinghaus mittheilen ließ, daß ich das Fest verlasse, weil ich zu einem Schwerkranken gerufen worden sei.“

„Aber gerade der Assessor war es ja, der mir sagte, Sie seien gegangen, weil die Gesellschaft Sie zu sehr gelangweilt hätte —“

„Wie? Ah, dieser Schurke! Nun kann ich freilich Alles verstehen — Alles, bis auf das Eine, daß Sie daran glauben konnten, Fräulein Lina!"

In tiefer Beschämung bedeckte sie ihr erglühendes Gesicht mit beiden Händen.

„Ach, ich war so unglücklich, so grenzenlos unglücklich!" kam es leise, kaum vernehmlich von ihren Lippen. Hans Richter aber hatte es nichtsdestoweniger verstanden, und mit dem Jubelruf:

„Lina, meine einzige, herzige Lina, Sie sind mir also dennoch gut?" trat er auf sie zu, um ihre Hände sanft von ihrem Antlitz herab zu ziehen und aus ihren thränenschimmernden Augen die beglückende Antwort zu lesen.

Es war noch nicht anderthalb Minuten später, als das blonde Köpfschen an seiner Schulter lag und als sich zum ersten Male ihre Lippen gefunden hatten. Da waren nun freilich alle weiteren Erklärungen und Rechtfertigungen ganz und gar überflüssig geworden!



Ein behutsamer und doch schwerer Schritt, der draußen auf dem Gange heran kam, ließ sie erschrocken auseinander fahren.

„Mein Vater!“ flüsterte Lina, und dann — roth bis an die Schläfenlöcher hinauf — fügte sie eilig hinzu: „Sie müssen ihn von seiner Sorge befreien, aber daß es nur ein Rausch war, dürfen Sie ihm doch nicht sagen.“

Der Gutsbesitzer zauderte ein wenig, bevor er seine Hand auf den Drücker legte, und als er dann eintrat, stand Lina wieder im Schatten am Fußende des Lagers, während der Doktor stumm und ernsthaft zu Häupten desselben saß. Müller wagte es gar nicht, sich seinem unglücklichen Opfer zu nähern; Hans Richter aber stand auf und ging zu ihm heran.

„Die Krisis ist vorüber, Herr Müller,“ sagte er. „Ein glücklicher Zufall hatte mich gerade zur rechten Zeit hierher geführt; denn wenige Stunden später würde mein Mittel vollständig wirkungslos geblieben sein. Nun aber freue ich mich, Ihnen erklären zu dürfen: die Kranke ist gerettet.“

Der Gutsherr erfaßte seine Hand und preßte sie zwischen seinen eisernen Fingern, daß Hans Richter nahe daran war, einen Schmerzensruf auszustößen.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, ich — ich werde Ihnen das nicht vergessen. Und Sie glauben, daß es auch da oben wieder ganz richtig mit ihr werden wird?“

„Ohne Zweifel! Zwar wird sich vermuthlich morgen noch eine gewisse dumpfe Mattigkeit, verbunden mit Kopfschmerz und Mangel an Appetit bemerkbar machen, aber dieser Zustand wird bei geeigneter Behandlung rasch beseitigt werden können, und ich möchte Ihnen zu diesem Zweck meinen Kollegen Hartlieb aus Neustadt empfehlen, wenn Sie es nicht etwa vorziehen, selbst —“

Doch der Gutsbesitzer ließ ihn gar nicht zu Ende reden. „Sprechen Sie mir nicht von einem anderen Arzt, lieber junger Freund! Ich bitte Sie um Entschuldigung für jedes thörichte Wort, das ich vorhin gegen Sie und Ihren Stand

geäußert habe. Von heute an gelten in meinem Hause keine anderen ärztlichen Verordnungen mehr, als die Ihrigen. Sie haben mich gelehrt, Vertrauen zu Ihnen zu fassen — und zum Zeichen, daß Sie mir nicht mehr grollen, lassen Sie uns nun, wenn Sie hier nicht mehr nothwendig sind, drüben in meinem Zimmer bei einer Flasche Pontac den Schrecken dieser Sache vergessen. Ich möchte die beiden Flaschen doch nicht umsonst aus dem Keller geholt haben.“

Und sie waren in der That nicht umsonst heraufgeholt worden.

Die Behandlung des Fräulein Rosalie Lindemann war die letzte Pontac-Kur, die Herr Müller vornahm. Er überließ die Bekämpfung der Krankheitsbazillen fortan ausschließlich dem Doktor Richter aus Hartenstein, den eine gnädige Fügung des Himmels gerade in der entsetzlichsten Nacht seines Lebens unter das Dach des Herrenhauses geführt hatte.

Als man drei Monate später inmitten prangender Frühlingsherrlichkeit ein glänzendes Hochzeitsfest auf Ronsbruch feierte, da flossen für die Gäste der duftende Rheinwein und der perlende Champagner in Strömen; der junge Bräutigam aber begnügte sich, eine Flasche neunundsiebziger Pontac von der Firma Langenbucher & Söhne zu trinken, und er wußte wohl, warum er es that, denn diesem Wunder wirkenden Pontac verdankte er ja all' sein Glück.





Ihr Bruder.

Novelle von Hellmuth Miehe.

1.

(Nachdruck verboten.)

Die Kirche mit dem Friedhof lag auf einer kleinen Anhöhe, die sich hinter dem weiten Dünenzuge und den großen, eleganten Bauten der Strandhotels erhob. Als Wahrzeichen stand sie da oben, den Meerfahrern schon in der Ferne durch ihren kleinen, schlaufen Thurmhelm sichtbar, der wie der Zeigefinger einer Hand ringsum alle menschliche Kreatur auf dem Lande und dem Wasser zu dem blauen, ewigen Firmament emporwies.

Heute freilich verschwand er fast in der grauen Wolkenwand, die sich langsam am Himmel dahinschob, während dicke, schwere Tropfen sich von ihr löslösten und in immer rascherem Tempo auf Seebad und Fischerdorf niederrieselten. Dazu blies der Wind mit kurzen, gewichtigen Stößen vom Wasser her und bewegte das Laub der wenigen Bäume, die den Weg zu beiden Seiten besetzt hielten, im melancholischen Rauschen. Unten aber sah man, in's Maßlose sich ausdehnend und von dem Regenschleier beschattet, eine grauschwarze, in Wellenlinien hin und her rollende Fläche — das Meer.

Dies Bild, wie es sich in seiner Melancholie, seinem

Farbeneinerlei bis zum fernen Horizont ausbreitete, betrachteten jetzt, ihre Schritte einen Augenblick hemmend, die beiden Wanderer, die an diesem Nachmittag von dem Fischerdorfe her zu der Kirche emporstiegen.

Ein Herr und eine junge Dame. Der Erstere eine hohe Gestalt mit blondem Vollbart und freundlichen, intelligenten Zügen, nicht mehr ein Jüngling, sondern im Beginn der besten Mannesjahre, die Dame ein junges Mädchen, das die Zwanzig überschritten haben mochte und deren anmuthvolles, das Gepräge geistiger Vorzüge unverkennbar bekundendes Gesicht eine herbe, stille Traurigkeit widerspiegelte. Beide waren augenscheinlich Badegäste.

Der stärker fallende Regen hatte das Paar genöthigt, die Schirme aufzuspannen, aber der Wind trieb die feuchten Tropfen von allen Richtungen auf die leichten Touristenmäntel. Die Wangen der jungen Dame waren leicht geröthet, wie es schien, nicht bloß vom Wetter, sondern mehr noch von innerer Erregung.

„Sie gehen zu hastig, Fräulein Settler,“ ließ ihr Begleiter sich jetzt vernehmen, sie mit einem besorgten Blick betrachtend, „lassen Sie uns ruhig Athem schöpfen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Es ist nicht das Gehen — und doch, mir wanken die Füße — jeder Schritt macht mir sie schwerer.“

„Nehmen Sie doch meinen Arm; ich bitte Sie dringend. Die Dampfschiffahrt hat Sie angegriffen. Es wäre vielleicht besser gewesen, Sie hätten sich erst im Gasthose etwas erholt.“

„Ich danke Ihnen. Sie sind so, wie Sie mein Bruder mir immer geschildert hat.“ Sie stieß einen schmerzlichen Seufzer aus und um ihre Lippen zuckte es. „Seinen besten Freund nannte er Sie. — Lassen Sie mich meinen Schirm zunachen, wenn Sie mir den Arm geben wollen.“

Sie ließ die That dem Worte folgen und hängte ihren Arm in den des Mannes.

Eine eigenartige Empfindung ergriff ihn, als er jetzt das schöne, anmuthige Mädchen so dicht an seiner Seite schreiten sah, während das kleine, runde Dach des Schirmes sie Beide schützen mußte. Er fühlte, wie sie beim Gehen leicht schwanke und sich an ihm hielt, wie ein Zittern durch ihren Körper ging, und doch bezwang sie sich und versuchte ruhig und gefaßt zu sprechen.

„Damals — vor einem Jahr — als ich das Schreckliche erfuhr — wie viel hätte ich darum gegeben, herüberkommen zu können. Wenn Sie wüßten, Mister Pilz, wie oft drüben jenseits des Ozeans meine Gedanken diesen Weg gegangen sind, den ich jetzt mit Ihnen gehe — zu ihm, zu seinem Grabe. Wie gern hätte ich seinem Begräbniß beigewohnt, ihn noch einmal, wenn auch nur im Sarge, sehen, seinen stolzen Mund küssen mögen. Es hat nicht sollen sein. Als ich von Allem erfuhr, lag er schon für immer gebettet, und mich selbst zwang damals die Pflicht, bei einer schwerkranken Tante auszuharren.“

Sie preßte ihr Tuch vor das Gesicht und schluchzte leise. Er wagte nicht, mit platten Trostworten auf sie einzureden; er hatte den namenlosen Schmerz dieses Mädchenherzens um den verlorenen Bruder in den wenigen Stunden ihres Beisammenseins schon zur Genüge in seiner Tiefe kennen gelernt.

Noch gestern um dieselbe Stunde stand er vor dem Hauptbuch der Firma, ein getreu seines Amtes waltender Prokurist, als der Chef ihn plötzlich in sein Privatkabinet rufen ließ und ihm mit den Worten: „Herr Pilz, hier ist Fräulein Mary Settler aus Chicago, die Schwester unseres uns leider nur allzufrüh entrissenen Mitarbeiters —“ eine junge, in Schwarz gekleidete Dame vorstellte, die er bisher nur aus den wenigen Briefen kannte, die sie aus

Anlaß des traurigen Ereignisses vor einem Jahr mit ihm gewechselt hatte.

In dieser kurzen Unterredung hatte sie eine Bitte vorgetragen und die Erfüllung derselben bei ihm sowohl wie bei dem Chef erreicht. Sie hatte ihn als den einzigen Freund ihres Bruders — war er denn sein Freund gewesen? er dachte in dem Augenblick kaum darüber nach — gebeten, sie zu der Unglücksstätte zu begleiten, mit ihr dort den nahen Jahrestag von Robert Settler's Tod gemeinsam zu begehen — ein Wunsch seltsam und doch wiederum verständlich und vor Allem einer amerikanischen Dame nicht abzuschlagen, mit deren reichem Onkel die Firma in lebhafter Geschäftsverbindung stand. So war ihm von dem Chef der nöthige Urlaub bewilligt worden, und er hatte der jungen, schönen Fremden seine Begleitung zugesagt.

Schweigend hatten sie sich jetzt der niedrigen Umfassungsmauer des Friedhofes genähert, der zu seinem größeren Theil sich hinter der Kirche erstreckte. Durch die kleine, eiserne Pforte neben den großen Thorflügeln des Einganges traten sie in den stillen Bezirk der Begräbnißstätte.

Bei schönem Wetter hätten die sauber gepflegten Gräber trotz ihres Mahnens an die irdische Vergänglichkeit sicherlich einen das Gemüth friedlich stimmenden Eindruck hervorgerufen. Jetzt, wo der kühle Wind in den Ecken herumsprang und Rasen und Blumen im kalten Regenschauer erzittern ließ, wehte es über diesen Ort der Abgeschiedenen wie ein fröstelnder Hauch der Dede und Vergessenheit.

Das junge Mädchen hatte den Arm ihres Begleiters losgelassen — zu dessen leisem Bedauern — und ihren Schirm wieder geöffnet. So folgte sie ihm, der ihr langsam durch die schmalen Stege zwischen den Gräbern voraufging. Vielleicht mochte die Erinnerung doch schon etwas in ihm verblaßt sein, denn er mußte aufmerksam nach den Grab-

steinen sehen, bis er endlich langsam und ernst sagte:
 „Hier ist es, mein Fräulein.“

Ein großes Grab wie die anderen, ohne Blumenschmuck, nur von einigem Ephen umrankt, am Kopfsende einen Stein mit schwarzen, schlichten Buchstaben tragend, welche jetzt vor den thränenvollen Augen Mary's verschwammen — das war es, wovor sie standen.

Eine Minute starrte sie wie in Betäubung auf den Hügel, dann rief sie, die Hand feierlich ausstreckend, mit halb erstickter Stimme: „Mein Bruder — mein armer, herrlicher Bruder!“

Sie schien in die Kniee sinken zu wollen, aber mit raschem Griff hielt ihr Begleiter sie aufrecht.

„Fassung, theures Fräulein,“ sagte er leise, während sein Auge von tiefstem Mitgefühl sprach.

Aber sie war nicht in der Lage, sich zu fassen. Die brennende Wunde schien gerade hier am weitesten sich zu öffnen, der Schmerz strömte ihr in wilden Worten über die Lippen, indem er ihre geheimsten und verzweiflungsvollsten Gedanken offenbarte.

„Nein,“ schluchzte sie, „ich kann es nicht ausdenken, daß er mir genommen ist. Sie wissen nicht, was er mir gewesen ist: in einer freudelosen Kindheit mein Schutz, für eine arme Zukunft meine Hoffnung, für mein ganzes Leben mein Stolz und mein Ideal. Und er — der herrlichste aller Männer ist todt — todt! Und Andere leben — Verbrecher und Schurken leben, Menschen, die sich und Anderen ein Grenel sind, dürfen leben — und er mußte sterben, weil er in seinem Edelmuth ein anderes, fremdes Leben zu retten unternahm. Ach, es ist ein Gedanke, um wahnsinnig zu werden!“

Sie brach ab; die Erregung überwältigte sie derart, daß sie in einen förmlichen Weinkrampf verfiel.

Edwin Pilz ließ den Anfall vorübergehen, ohne das

Wort zu nehmen. Er fühlte, daß diese ekstatische Geschwisterliebe aus den besonderen Verhältnissen zu erklären sei, in denen Bruder und Schwester aufgewachsen waren, und wie matt das Trostwort eines Fremden hier wirken müsse. Denn wenn er auch nicht Alles wußte, Einiges hatte er aus dem Munde dessen, der hier in seiner vollen Jugendkraft gestorben war, doch erfahren. Traurig genug waren diese Familienverhältnisse. Der Vater, ein armer, verunglückter Kaufmann, der mit den mutterlosen Kindern aus Deutschland einst nach Chicago zog, um in dem Bureau eines dort ansässigen reich gewordenen Bruders ein karges Brod zu essen, bis auch das ihm der Tod nahm. Der Onkel, ein Deutschamerikaner voll zäher Energie, aber ganz von dem Yankeebewußtsein erfüllt, für das es nur Arbeit und Geld gibt. Die Kinder, als ein unliebsames Vermächtniß des Heimgegangenen im Hause hin und her geschoben, gegenüber dem Sohn des Onkels auf das Schmählteste zurückgesetzt, ohne Freund und ohne Anhang, darum um so inniger aufeinander angewiesen, um so treuer aneinander hängend. So schweigsam und zurückhaltend der Verstorbene in Bezug auf Alles, was seine Jugend betraf, gewesen war, dies hatte Edwin doch seinen gelegentlichen Aeußerungen entnehmen können. Und Eines wußte er zudem ganz gewiß, daß Mary's Bruder den Oheim tödtlich gehaßt hatte und daß er nur nach Deutschland gegangen war, weil er es müde geworden, dem Onkel in harter Bureauarbeit die Kosten für seine und der Schwester Auferziehung abzuverdienen.

Während bei des jungen Mädchens Klage diese Gedanken ihm durch den Kopf zogen, hefteten sich seine Augen auf das nebenliegende Grab. Es sah aus wie das vor ihnen, mit dem gleichen fargen Epheu, dem gleich gearbeiteten Stein geschmückt, und unter dem Namen „Anna Karsten“, den dieser letztere zeigte, befand sich außer der Angabe des

Geburtsjahres dieselbe düstere Nachschrift: „Ertrunken am 10. August 18 . .“

Mary gewann ihre Selbstbesinnung zurück. Sie trocknete ihre Thränen und sah Edwin an. Er hatte bisher leise seine Hand um sie gehalten, in zarter Weise, um zu verhindern, daß sie etwa auf den feuchten Sand niedersinke. Jetzt trat er rücksichtsvoll ein wenig zurück.

Eine Zeitlang verharrten sie so, Jedes bei seinen eigenen Gedanken. Mit Erstaunen sah er, wie sie, immer noch auf das Grab schauend, die Augenbrauen zusammenzog, als bewege sie irgend eine unangenehme Vorstellung.

„Haben Sie zur Herrichtung des Grabes die Anordnungen gegeben, Mister Pilz?“ fragte sie.

„Nein, es geschah von Seiten der Gemeinde, der ich allerdings die Kosten erstattet habe. Sie erinnern sich vielleicht, daß ich Ihnen darüber schrieb?“

„Und wer pflegt denn das Grab?“

„Der Küster, der hier zugleich Todtengräber ist.“

Sie schüttelte den Kopf, unwillig wie ihm schien. Ihr trauervoller Blick hatte die Inschrift des Steins gelesen.

„Selbst im Tode verkannt,“ sagte sie halb leise, „selbst da wird das Gute, das er wirken wollte, ohne Anerkennung gelassen. Ein gewöhnlicher Stein mit zwei trockenen Worten. Armer Bruder! Das ist Alles, was Dir die Lebenden gegönnt haben. Doch das will ich wenigstens an Dir gut machen — Keine hat Dich so gekannt wie ich, Keiner bist Du so sehr genommen worden. Darum ist es wohl billig, daß die Schwester dem Bruder ein Denkmal setzt, das seiner würdig ist. Es soll Dir werden.“

Bestürzt schaute Edwin sie an. Er konnte über die Ursache ihres Unwillens nicht mehr im Zweifel sein, denn er hatte ihre Worte deutlich verstanden.

„Sie sind mit den schlichten Worten unzufrieden, Fräu-

lein Sottler? Es ist hier Ortsfittte, in einem solchen Fall nicht mehr hinzuzufügen."

"Ich finde, Mister Pilz, was die Inschrift besagt, ist nur die halbe Wahrheit und darum eine Lüge. Warum soll nicht Jeder, der an dieses Grab tritt, durch die Grabfchrift erfahren, daß hier ein Mensch ruht, besser, vollkommener und edler, als die Meisten? Warum verschweigt man, daß er sein Leben einbüßte, indem er ein fremdes retten wollte? So ungerecht sind die Menschen!"

"Es ist nicht Ungerechtigkeit, mein Fräulein. Die Orts-eingeborenen wissen es Alle, und sie rühmen es auch. Aber hätte es nicht prahlerisch ausgesehen, wenn man dies Lob hier am Grabe verkündete, indessen Diejenige, um deren willen Ihr Bruder starb, an seiner Seite ruht? Wie sie den gleichen Tod fanden, so sollten sie auch gleich im Tode sein."

Seine Hand deutete auf das Nebengrab. Mary hatte es offenbar noch gar nicht beachtet und jetzt, wo sein Finger darauf wies, nahm sie mit sichtlicher Ueberraschung wahr, wie sehr die ganze Ausschmückung der beiden Grabhügel übereinstimmte. Ein Zug von Widerwillen ging über ihr schönes Gesicht.

"Neben ihm?"

Es kam hart und schroff von ihren Lippen. So unverkennbar war die darin sich aussprechende Abneigung, daß Edwin von Neuem sie betroffen anblickte.

"Dieses fremde Mädchen, das hier neben ihm ruht," sagte sie mit thräneuerstickter Stimme, "Sie wissen nicht, wie ich es noch im Tode hasse. Es ist vielleicht Unrecht, aber können meine Gedanken freundlich bei der weilen, die Ursache war, daß ich meinen Bruder verlor, meinen herrlichen Bruder; daß mit mir eine Braut klagt, um den Theuren," — Edwin fuhr überrascht auf — "soll ich dieser hier es nicht mißgönnen, hier neben ihm zu liegen?"

„Mein Fräulein,“ wagte er zu bemerken, „verzeihen Sie, es war ein achtbares Mädchen. Eine Waise, die in einem Berliner Geschäft angestellt war und die hier im Bade zur Erholung weilte. Ein verhängnißvoller Zufall hat es gewollt, daß sie Ihren Bruder hier kennen lernte, und daß dieser sie eines Tages zu der Segelparthie aufforderte. Was kann die Aermste dafür, daß Ihr Bruder sterben mußte?“

„Ich sage nichts gegen ihren Charakter,“ versetzte Mary leidenschaftlich, „denn ich bin überzeugt, daß mein armer Bruder seinen Umgang zu wählen verstand. Aber was war sie ihm? Eine flüchtige, zufällige Badebekanntschaft wie andere mehr, und die Ursache seines Todes. Nein, Mister Pilz, ich kann darüber nicht hinwegkommen, ich kann meinen Blick nicht in Liebe und Trauer auf das Grab Derjenigen senken, deren Unfall den Tod meines Bruders veranlaßt hat. Nein, mich schmerzt, mich kränkt dieser Anblick, wie er Diejenige kränken wird, der neben mir mein Bruder sein Leben widmen wollte.“

Mary beugte sich nieder und pflückte von dem Grabe ihres Bruders einige Epheublätter — das Grab der Anderen sah sie mit keinem Blick mehr an. Die Hände dann faltend, flüsterte sie ein schmerzliches Gebet für den Heimgegangenen.

Der Regen fiel in stärkerem Maße. Sie machte ein Zeichen, daß sie gehen wolle, und Beide verließen den Kirchhof. Edwin fühlte, daß etwas zwischen sie getreten war, was die frühere seelische Gemeinschaft, die er in diesen kurzen Stunden gespürt zu haben meinte, trübte. Mary zürnte der Welt, sie zürnte ihm, der vielleicht am wenigsten Schuld daran trug, daß ihres Bruders Wesen und Charakter weder im Leben noch im Tode genügend anerkannt worden sei.

Es war weibliche Art; sie wurzelte im Gefühl, und mit Verstandesgründen war dagegen wenig anzurichten.

Ja, warum hatte er selbst nicht für ein würdigeres Denkmal Sorge getragen? Er dachte an den jungen Amerikaner, der eines Tages in das Geschäft eingetreten war, der Alles besser wissen wollte und keck Alles in Angriff nahm, wobei ihm freilich auch Manches gelang. Der mit dem Chef so sprach wie mit dem Lehrling und doch weder Chef noch Lehrling recht zum Freunde hatte, am wenigsten Jemand von seinen Kollegen, in deren Familien er nicht verkehrte, denen er nichts von der seinen erzählte. Edwin's Gutmüthigkeit hatte ihn noch am ehesten ertragen, während ihn die Anderen einen anmaßenden Patron nannten, und wenn Edwin besser von ihm dachte, so geschah es, weil ihn die gefällige Art, wie der junge Yankee seiner Mutter begegnet war, für ihn eingenommen hatte. Aber Freundschaft? Nein, Freundschaft hatte man das Verhältnis nicht nennen können.

Den besten Beweis dafür erbrachte die häufige Abwesenheit Robert Settler's vom Geschäft. Er vermisse ihn nicht, wenn dieser auf Reisen war, und die Anderen waren froh darüber. Der Chef richtete es schließlich so ein, daß „Bob“, wie sein abgekürzter Name hieß, mehr in Berlin als daheim zu thun hatte. Dort, in der auswärtigen Vertretung der Firma, war er vortrefflich zu gebrauchen; er ging an Dinge heran, die sich sonst gar nicht durchsetzen ließen, und brachte sie zu Stande durch ein Gemisch von Gemüthsruhe und Dreistigkeit, für das den Deutschen die Bezeichnung fehlt.

Und doch — einmal hatte Edwin ihn auch weich gefunden, einmal an einem Geburtstage, nicht an dem eigenen, sondern dem seiner Schwester, wie er sagte, und da hatte er von dieser erzählt, wenig, allein nur Liebes und Gutes. Da war ihm auch das Geständniß entschlüpft, daß er seinem Onkel in Chicago durchgegangen sei. Pilz wurde aus seinen Gedanken gerissen, denn die Amerikanerin brach das Schweigen.

„Ich wünschte gern aus dem Munde des Schiffers, der damals an der Fahrt theilnahm, zu hören, wie mein armer Bruder umkam,“ sagte sie. „Wird der Mann noch im Dorfe zu finden sein?“

„Ich denke doch, mein Fräulein, aber ich würde Ihnen nicht rathen, daß wir den Mann nach der Gemüthserrungung, die Sie soeben erlitten, sogleich aufsuchten. Ich werde ihn in den Gasthof bestellen. Er heißt Kruse und ist einer der wohlhabendsten Fischer. Aber, wie gesagt, ich bitte Sie dringend, vorerst eine neue schmerzliche Erregung zu vermeiden.“

Es zuckte um ihre Lippen. „Sei es so. Ich fühle mich wirklich angegriffen. Und doch, wenn Sie wüßten, wie es mich drängt, davon aus dem Munde dessen zu erfahren, der dem Schrecklichen beigewohnt hat. Sie waren ja so gütig, mir damals zu schreiben, was Sie wußten; erfuhren Sie es auch von dem Manne?“

„Von ihm und dem Gemeindevorsteher, der darüber ein amtliches Protokoll aufgenommen hat.“

„Ich werde mir auch das ausbitten. Ach, Mister Bilz,“ ihr Ton wurde wieder herzlicher, „Sie wissen nicht, wie es mich bedrückt hat, ein Jahr von dem Grabe meines armen Bruders fern gewesen sein zu müssen, dafür nicht haben sorgen zu können. Und wie ich mit Betrübniß gesehen habe — auch seine Braut scheint es nicht gethan zu haben.“

Wieder fuhr Edwin überrascht auf, und diesmal war seine veränderte Miene auch ihr nicht entgangen. Ihr Blick schien ihn zu fragen, wie sie seine Ueberraschung zu verstehen habe.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, aber Sie sprechen schon zum zweiten Male von“ — er zögerte fortzufahren — „von Robert's Braut. Mir ist von einer solchen nichts bekannt.“

„Wie,“ sagte sie, stehen bleibend, „Sie wissen es nicht?“

Dann sich besinnend fuhr sie fort: „Freilich, die Verlobung war noch nicht öffentlich; es fehlte noch die Einwilligung ihres Vaters. Vielleicht hat Bob darum sich nicht zu Ihnen geäußert.“

„Und wer ist denn die arme Braut?“

„Klara Fallenthin in Berlin.“

„Die Tochter des Berliner Großkaufmannes, mit dem unsere Firma in Geschäftsverkehr steht?“

„Ja, denn ich erinnere mich, daß Bob mir in seinen Briefen von geschäftlichen Abschlüssen zwischen seiner Firma und dem Herren Fallenthin sprach. Auf diese Weise lernte er Klara kennen. Sie ist ein reizendes Mädchen, vielleicht noch ein wenig Kind. Ich habe sie jetzt in Berlin gesehen; sie wird am Todestag meines Bruders mit ihrem Vater hier eintreffen. So werden Alle dann beisammen sein, die ihm nahe standen.“

Edwin fühlte sich wie betäubt, allerlei Gedanken kreisten ihm im Kopf. Die geschäftlichen Beziehungen der beiden Häuser waren sehr lebhaft, aber nie war ein Wort oder ein Gerücht davon in die Welt gedrungen, daß Robert Settler sich um die Tochter des Berliner Großhändlers beworben hätte. Es war ja auch ein Unsinn, daß der arme Kommiss seine Augen zu der Tochter des reichen Mannes zu erheben wagte. Oder hatte Robert wirklich noch auf seinen Onkel in Chicago hoffen können, mit dem er sich doch nach seiner eigenen Angabe vollkommen überworfen hatte?

Edwin's Verblüffung war so unverkennbar, daß Mary sich veranlaßt fühlte, in ihren Mittheilungen weiter zu gehen.

„Es überrascht Sie das Alles,“ fuhr sie fort. „Nun auch mich hat es damals sehr überrascht. Bob schrieb mir eines Tages, daß er sich in ein bildschönes Mädchen verliebt habe. Meine erste Regung bei dieser Nachricht war

ein Gefühl der Eifersucht; ich gestehe, mir war der Gedanke schrecklich, daß Jemand meinem Bruder etwa mehr bedeuten sollte als ich. Und so schrieb ich ihm auch thörichterweise, aber er erwiderte mir in seiner Art, daß ich seinem Herzen immer die Nächste sein werde — indessen, eine Frau müsse er doch einmal haben. Darin hatte er ja Recht. Ach, wie sprach er damals von seiner Braut, wie lieb und gut sie sei. Freilich, es war auch hier ein Hinderniß. Bob war arm und Klara's Vater reich! Aber er vertraute seiner Kraft, die jeden Widerstand überwinden könne, und ihm wäre es auch gelungen. Klara hat mir bei meinem Aufenthalt in Berlin erzählt, wie ihr Vater etwas gemerkt und wie er sie nach Genf in ein Pensionat geschickt habe. Es war im vorigen Sommer. Bob selbst schrieb mir nur, daß er hierher in's Bad reisen und in mündlichem Verkehr, der dann von jedem geschäftlichen Charakter frei sei, Klara's Vater, der hier zur Kur weile, umzustimmen hoffe. Das war das Letzte, was ich von ihm selbst vernahm. Meine heißen Segenswünsche schickte ich ihm zu seinem Bemühen über den Dzean, und wie ich jetzt weiß, hatte Klara's Vater thatsächlich nachgegeben. Aber statt einer Verlobungsanzeige — ihre Stimme wurde wieder von Thränen verschleiert, sie stockte — „kam für mich Ihr Brief — die Todesnachricht.“

„Arme Braut!“

Es lag etwas in diesem Ausdruck Edwin's, das Miß Mary wiederum empfindlich stimmte. Es kam ihr vor, als habe ihr Begleiter in diesen zwei Worten ein tieferes Bedauern kundgegeben, als vorher über den Tod ihres Bruders.

„Sie beklagen sie mit Recht, Mister Pilz,“ entgegnete sie nicht ohne eine gewisse Bitterkeit, „sie wird niemals einen solchen Mann wieder gewinnen, wie meinen Bruder.“

Es war die Sprache der schweesterlichen Eifersucht, die

sich so äußerte. Edwin begriff. Für ihren Bruder war dieser überschwenglichen jungen Dame nicht einmal die Tochter des reichen Großkaufmanns gut genug. Was sollte er darauf sagen? Und leere Redensarten zu machen, dazu war er zu ehrlich.

Für die Unterhaltung der Weiden war es daher erfreulich, daß sie jetzt im Gasthose angelangt waren, wo fremde Menschen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Mary zog sich augenscheinlich verstimmt auf ihr Zimmer zurück unter der Entschuldigung, sich umzukleiden und dann Briefe schreiben zu wollen. Edwin trank in dem Gesellschaftssaal eine Tasse Kaffee und dachte dabei über den Charakter der jungen Amerikanerin nach.

So schön, so geschickt und doch so blind, so ungerecht in Allem, was den Bruder betraf! Die verklärende Schwesterliebe hatte den Todten in ideale Farben gekleidet, die jede menschliche Schwäche, jeden Fehler seines Charakters verdeckten, wenn sie nicht gar leuchtende Vorzüge darans machten.

Edwin dachte an das zweite Grab dort oben und das, was ihm flüchtig einmal darüber in seiner Seele aufgestiegen war. Aber war es möglich, daß der junge Amerikaner zu derselben Zeit hier im Bade ein Liebesverhältniß hatte anknüpfen können, während er damit umging, sich mit einer Anderen zu verloben und den Vater dieser seiner Braut fast täglich sprach?

Nichts hatte darauf hingedeutet, als das Schreckliche geschehen war. Weder bei ihm, noch bei der Ärmsten, der er nachgesprungen war und deren Tod er getheilt hatte, war ein Schriftstück gefunden worden, das irgend welche Beziehungen zwischen Weiden nachwies. Er hatte den Nachlaß Robert's damals selbst geordnet und der Schwester zugesandt; die einzigen Briefe, die sich vorfanden, waren die der Schwester. Nicht eine einzige Zeile von

einem anderen weiblichen Wesen war sonst in seiner Hinterlassenschaft vorhanden gewesen, nicht einmal ein Billet von seiner — Braut.

Das aber war wieder das Räthselhafte, daß er damals eine Braut besessen hatte, von der weder vorher noch nachher etwas verlautete, bis jetzt die Schwester kam und mit der Braut gemeinsam das Gedächtniß des Todten feiern wollte.

Freilich, es lag wohl in der Natur der Dinge, daß Robert nicht davon gesprochen hatte. Das Verhältniß mußte geheim bleiben, denn es konnte sonst den Ruf des jungen Mädchens schädigen; solche Freunde, denen er sich anvertrauen konnte, besaß er nicht, und nachher war der Großkaufmann im Interesse seiner Tochter klug genug gewesen, zu schweigen.

Warum nur ließ man jetzt diese Zurückhaltung fallen?

Das war das Eine. Das Andere aber war das Gerede, das dumme Gerede, das damals umging und das sicherlich auch jetzt noch im Munde der Leute fortlebte. Er selbst hatte es einmal für möglich gehalten, aber es war kein Beweis dafür da und darum hatte er auch nichts der Schwester darüber geschrieben.

Kein Beweis? Edwin mußte an den Fischer denken, den Mary zu sprechen verlangt hatte. Wenn er unvorsichtig im Reden war! —

Es trieb ihn, den Mann aufzusuchen. Er nahm seinen Hut und verließ den Gasthof. Am Strande war es um diese Zeit still und menschenleer, das schlechte Wetter hielt Alles daheim. Als er die Dorfgasse erreicht hatte, griff er sich einen kleinen Buben auf und fragte nach dem Fischer Kruse. Der Junge glockte ihn an, ohne ihm eine Antwort zu geben. Eine alte Frau, die in einer Thür stand und seine Frage vernommen hatte, mischte sich zu seinem Vortheil in die nutzlose Verhandlung.

„Er ist am Strand oben,“ sagte sie in ihrem harten Platt, mit der Hand nach den Dünen zu weisend.

Edwin dankte und machte sich auf den Weg. Die kleine Flotte der Fischerboote lag oberhalb des Villenviertels, das sich hier neben der stattlichen Reihe von Gasthäusern anzubauen begann.

Er sah bereits das erste dieser Boote dicht vor sich, als ihm ein Mann entgegentam, dessen wiegender Gang und wettergebräuntes Gesicht keinen Zweifel an seinem Beruf gelassen haben würden, wenn ihn nicht schon die Tracht als Fischer kenntlich gemacht hätte. Der Rauch seiner Thonpfeife umzog seine frischen, noch jugendlichen Züge, aber selbst durch dies Hinderniß erkannte Edwin, daß er den Gesuchten gefunden haben müsse.

„Guten Tag, Kruse,“ rief er ihm entgegen. „Kennen Sie mich noch?“

Der Fischer nahm erstaunt die kurze Pfeife aus dem Mund, sah ihm forschend in's Gesicht und schüttelte den Kopf.

„Mein Name ist Pilz. Ich bin der Freund des Amerikaners — Sie wissen doch, der im vorigen Jahr in's Wasser sprang, um das junge Mädchen zu retten.“

Der Fischer schien durchaus nicht angenehm berührt von dieser Wiederbegegnung zu sein.

„So, so,“ sagte er trocken, die Pfeife in den Mund steckend.

„Ich möchte mit Ihnen etwas besprechen, Kruse. Die Schwester des Amerikaners ist von drüben über das Wasser gekommen. Sie hat hier das Grab ihres Bruders besucht und möchte gern aus Ihrem eigenen Munde hören, wie sich das zugetragen hat. Sie können eines guten Geschenks sicher sein.“

Die Aussicht auf einen Nebenverdienst stimmte den Mann augenscheinlich freundlicher.

„Na,“ sagte er, „sollte mir lieb sein. Im vorigen Jahr habe ich auch genug Schaden davon gehabt; es wollte kein Mensch mehr mit mir fahren.“

„Ich begleite Sie ein Stück, Kruse,“ bemerkte Edwin. „Nicht wahr, das Unglück passirte an einem Donnerstag?“

„An einem Mittwoch, Herr, nicht am Donnerstag. Die Militärkapelle war da und die spielt immer an einem Mittwoch.“

„Ich sehe, Sie haben doch ein besseres Gedächtniß als ich. Und die Beiden kamen zusammen drüben am Kasino auf Sie zu und wollten segeln?“

„Nein, nicht da. Hier unten, wo mein Kutter liegt. Ich war gerade von der Fahrt gekommen, mein Junge lief zum Kasino, um die Musik in der Nähe zu hören, und ich stand hier und sückte meine kleine Zolle aus.“

„Und da kamen die Beiden?“

„Ja, aber von drüben, von den Dünen her, nicht vom Kasino, und er sagte, sie wollten eine kleine Segelparthie mit mir machen. Ich sagte, der Junge sei mir fortgelaufen, der müsse mir beim Segel helfen. Was nun der Amerikaner war, der lachte und meinte, er verstehe es besser, als mein Junge, und so setzten sie sich in Krüger's kleines Boot, ich fuhr sie zum Schiff, und er half mir den Anker losmachen.“

„Sagen Sie einmal, thaten die Beiden vertraut miteinander? Ich meine zum Beispiel, gingen sie Arm in Arm?“

„Arm in Arm? Nein. Wie ich mich umdrehte, stand sie hinter ihm. Sie hatte einen Sonnenschirm in der Hand.“

„Aber sie waren doch sehr vergnügt, wie sie an Bord gingen?“

„Vergnügt? Na, was der Amerikaner war, der war ein fecker, munterer Bursche, aber das Frauenzimmer sah

mir nicht gut aus. Sie hatte so etwas, und wollte es doch wohl nicht merken lassen."

"Und sie buzten sich wie ein Liebespaar?"

"Rein, das habe ich nicht gehört. Er sagte Fräulein zu ihr auf dem Kutter und zeigte ihr die schönen Punkte, und es schien ihr ja wohl auch Spaß zu machen. Die Fahrt bekam ihr aber gar nicht, denn sie wurde immer blässer und taumelte einmal, daß ich zu ihr sagte: 'Achtung, Fräulein, sonst schießen Sie über Bord.' Sie hatte eben die Seekrankheit."

"Sie meinen, die Seekrankheit sei Schuld gewesen?"

"Natürlich. Die Frauenzimmer können das nicht so vertragen. Ich rieth ihr, sie solle sich hinsetzen, und der Amerikaner redete auch auf sie ein."

"Was sagte er denn?"

"Ja, das weiß ich nicht mehr so genau; er sprach leise und sie sagte auch etwas leise zu ihm — es war wohl wegen der Seekrankheit — und so ging es hin und her, bis er auf einmal zu mir sprang und sagte: 'Wir wollen an Land.' Ich war am Steuer und bat ihn, er solle es halten, ich wolle das Segel umlegen, und wie wir so beschäftigt sind, da steht sie vorn mit einmal auf und wie ich wieder hinblücke, ist sie weg, und ich höre noch einen Schrei. Wie das mein Amerikaner sah, wurde er kreidebleich vor Schreck, und im Nu hatte er die Jace aus, und ihr nach. In demselben Augenblick fährt mir ein Wind in's Segel, daß ich fast denke, es geht über Bord; ich also schnell eingezogen und gerufen und das Tau in's Wasser geworfen. Aber was konnte ich machen — ich allein? Als nachher das Fischerboot herankam, fischten wir sie Beide im Netz auf; er hatte sie richtig im Wasser gepackt, und sie sich krampfhaft an ihm festgehalten. So waren sie Beide nicht wieder heraufgekommen. Es war hoher Wellenschlag."

„Und wie erklären Sie sich eigentlich, daß sie über Bord gefallen ist?“

Der Fischer zuckte die Achsel. „Die Seekrankheit, Herr. Sie war eben ängstlich, und wie der Kutter so wendete, da wurde es ihr wohl vorn gar zu ungemüthlich und sie wollte den Platz wechseln. So ein Kutter hat aber kein Regling wie so ein Vergnügungsdampfer. Sie hätte still sitzen bleiben sollen. Statt dessen ging sie nach der Steuerbordsseite zu und da wurde ihr schwindlig, und sie fiel über Bord.“

„Und nun, Kruse, noch eine Gewissensfrage, aufrichtig und ehrlich! Glauben Sie, daß die Beiden ein Liebespaar gewesen sind?“

„Ein Liebespaar?“ Der Fischer schüttelte den Kopf. „Nein, Herr, wie ich die Liebespärcchen kenne, und deren gibt's ja auch genug hier zu sehen, so schien's mir keines. So ein Liebespaar, das sitzt immer zusammen und wirft sich Blicke zu und wenn sie Wasser fahren, dann hält er sie fest mit dem Arm umschlungen. Nein, Herr, ob sie in ihn verliebt gewesen ist, das weiß ich ja nicht, er aber war's nicht, denn er stand ja meistens bei mir und half, und ihr sagte er nur: ‚Das ist der Leuchtthurm‘ und ‚das ist ein Dampfer,‘ und ‚da liegt das Kasino, Fräulein.“

„Aber sie sprachen doch leise miteinander?“

„O, das war nur kurze Zeit, nur ganz kurze Zeit. Es hat ja nachher so ein Gerede gegeben, Gerede gibt's ja bei jedem Unglücksfall, aber sie haben doch Alles untersucht, und der Gemeindevorsteher hat's protokolliert und nichts gefunden.“

„Es ist auch Unsinn, Kruse, was die Leute geredet haben,“ sagte Edwin. „Ich kann Ihnen das um so mehr bestätigen, als mein armer Freund damals eine Braut gehabt hat.“

„Ja, die arme Braut — schade, es war ein forscher junger Herr.“

„Sie werden sie vielleicht zu sehen bekommen — bei der Schwester. Und da wollte ich Sie nun bitten, lieber Kruse, den Damen gegenüber nichts von dem Gerüde der Leute zu erwähnen. Denken Sie, wie es die Beiden schmerzen würde, den Bruder und Bräutigam so verleumdet zu sehen.“

„O, da haben Sie wirklich Recht, Herr. Nein, das werde ich nicht thun. Und wann soll ich zu der Dame kommen, Herr?“

„Kommen Sie morgen Vormittag in das Viktoriahotel und fragen Sie nach Fräulein Settler.“

„Schön, Herr.“

Edwin wollte sich von dem Mann trennen, der über die Aussicht auf ein fettes Trinkgeld sehr vergnügt geworden war, als ihm ein neuer Gedanke kam.

„Noch Eins, Kruse. Wo hat eigentlich die junge Dame gewohnt, die so traurig umgekommen ist?“

„Bei Riebeck's, Herr, da drüben hinter den Dünen. Keine schöne Wohnung. Sie haben auch dies Jahr nicht vermietet, und ich kann's keinem Menschen verdenken. Mit dem Alten zusammenzuleben — brr!“

„Warum finden Sie denn das so schrecklich?“

„Na,“ sagte der Fischer, „die Herrschaften wollen doch nicht bei einem Verrückten wohnen, und der alte Riebeck ist verrückt, Herr. Gut wohnen ist da nicht, wenn die Zimmer auch billig sind.“

„Und wie komme ich wohl zu Riebeck's?“

Der Fischer beschrieb ihm unter einiger Bewunderung über diese Frage den Weg, und Edwin verließ ihn mit der nochmaligen Aufforderung, Miß Settler am anderen Tage aufzusuchen, aber auch mit der ausdrücklichen Mahnung, nichts Anderes zu erzählen, als was er wirklich bezeugen könne.

Mit einiger Mühe fand er das Haus des Fischers

Riebeck auf. Es lag weit abseits von dem Dorfe und den Willen in einer sandigen, kahlen Umgebung. Ein kleines Gemüsegärtchen hinter dem Hause bot das einzige Grün.

In dem Hausflur saß eine hagere Frau mit einem knochigen Gesicht. Sie war damit beschäftigt, ein Fischnetz auszubessern, und sah kaum auf, als Edwin so plötzlich vor ihr erschien. An der einen Seite des Flures zeigte sich die Thür halb geöffnet, und bei seinem Eintritt hörte der Kaufmann deutlich ein keuchendes, rasselndes Husten aus dem Innenraum.

„Guten Tag. Sie sind wohl Frau Riebeck?“ fragte er.

Die Frau sah ihn stumpf und gleichgiltig an.

„Bei Ihnen hat, wenn ich nicht irre, im vorigen Jahr eine junge Dame gewohnt, Namens Anna Karsten, ist es nicht so?“ fuhr Edwin fort.

Sie nickte kurz und verbrossen. Das Husten drinnen erscholl lauter und heftiger.

„Ist hier Jemand krank?“

Edwin warf die Zwischenfrage nur ein, um die Frau durch seine Theilnahme zu gewinnen, allein das Mittel schlug nicht an. Kein Zug ihres mürrischen, harten Gesichtes änderte sich.

„Der Vater!“ sagte sie kurz.

„Es ist wohl ein ernstes Leiden?“

Die Frau zuckte mit den Schultern. „Er ist alt,“ versetzte sie gleichmüthig.

Sie hatte es kaum gesagt, als drinnen eine Stimme im weinerlichen Ton sich hören ließ.

„Ihr laßt mich verhungern — o, ihr laßt mich verhungern — ihr wollt an meinen Strohsack — meinen Strohsack wollt ihr!“

Edwin wandte sich wieder an die Frau. „Ich möchte Sie bitten, mir in Betreff der Dame einige Fragen zu beantworten. Hat sie hier vielleicht Besuche empfangen?“

„Sie hat nur drei oder vier Tage bei uns gewohnt,“ entgegnete die Fischersfrau, ohne ihr mürrisches Wesen zu ändern. „Ich weiß von keinen Besuchen.“

„Also war auch der junge Amerikaner, der mit ihr ertrunken ist, niemals hier bei Ihnen?“

„Nein.“

„Du bist ein Dieb, Kathrin' und Willem ist ein Dieb. Spitzbuben! Spitzbuben!“ quäkte die helle Stimme aus dem inneren Raum, von mehrfachem Husten unterbrochen. „Ihr kriegt meinen Strohsack doch nicht.“

Die Frau fuhr auf und warf einen scheuen Blick auf den Fremden. „Mit dem Vater ist es nicht mehr recht richtig,“ sagte sie wie zur Entschuldigung. „Er spricht lauter dummes Zeug.“

„Und sind denn während der Zeit, da die junge Dame hier wohnte, keine Briefe eingegangen?“ forschte Edwin weiter.

„Ich weiß nicht. Der Gemeindevorsteher hat Alles genommen. Er hat uns auch das Geld für die Miethe ausgezahlt,“ lautete die Antwort.

So viel Mühe Edwin sich auch gab, etwas herauszuholen, sie wußte nichts weiter zu sagen. So verabschiedete er sich denn von der Frau, die seinem Fortgehen nicht mehr Interesse schenkte als seinem Eintritt in das Haus. Noch beim Gehen vernahm er die wehklagenden Laute des alten, kranken Mannes, der nach einem Stück Brod jammerte.

Warum nur hatte er diesen fruchtlosen Besuch gemacht? Jetzt, da er nach dem Gasthose zurückkehrte, legte sich Edwin diese Frage erst vor. Ein Keim des Argwohns war ihm gekommen, seitdem er von Robert's heimlicher Verlobung erfahren hatte, als könnte doch ein wirklicher Kern hinter dem stecken, was er damals sowohl als eigene Vermuthung wie als Gerede der Leute zurückgewiesen hatte.

Glücklicherweise war dem nicht so. Er hatte sich noch einmal davon überzeugt und konnte frei aufathmen, des schönen, trauernden Mädchens wegen, die so schwärmerisch an dem Bruder hing.

2.

Fischer Kruse fand sich, wie er versprochen, am andern Vormittag im Gasthose ein. Mary empfing ihn allein auf ihrem Zimmer und nach einer halben Stunde verließ Kruse das Haus mit vergnügt strahlendem Gesicht.

Am Nachmittag vollzog sich ein anderes Ereigniß. Zuerst kam ein Telegramm und dann das Dampfschiff an und auf diesem Klara Fallenthin — Robert's Braut.

Edwin war mit Mary an der Landungsbrücke erschienen, um sie zu empfangen. Sie kam in Begleitung ihres Vaters, des Großkaufmanns Fallenthin, und ihres Bruders Emil, und umarmte Mary mit großer Zärtlichkeit wie eine alte Freundin.

Sie konnte nicht älter als neunzehn Jahre sein, war von zierlicher Gestalt, brünett und hatte hübsche, wenn auch noch nicht ausgereifte Züge. Edwin fand, daß sie wie ein verwöhntes Großstadtkind aussah, und in der Folge zeigte sich auch, daß sie ein solches war, nur ohne die Intelligenz, welche Großstadtkinder meist auszeichnet.

Ihr Vater stellte sich als ein behäbiger, älterer Herr mit einem graumelirten, würdigen Backenbart dar; er begrüßte Mary mit einem Gemisch von Höflichkeit und väterlicher Vertraulichkeit, während er Edwin gegenüber eine gewisse Ueberraschung, wenn nicht Verlegenheit verrieth. Es war augenscheinlich, daß er ihn nicht in Mary's Begleitung erwartet hatte, und nicht minder zweifellos, daß dieser Umstand ihm nicht angenehm war. Allein er hütete sich sehr wohl, das in seinem Ton und in seinen Worten zum Ausdruck zu bringen, vielmehr sprach er zu Edwin

wie zu einem alten Bekannten, wenngleich mit jener Ueberlegenheit, die einem selbstständigen Kaufmann gegenüber dem Procuristen einer befreundeten Firma geziemt.

Zugleich machte Edwin auch die Bekanntschaft des jungen Herrn Fallenthin. Dieser erfreute sich des Besizes eines sehr keck aufgedrehten Schnurrbartes, bewies im Uebrigen jedoch eine überaus geschmeidige Liebenswürdigkeit, die er, wie Edwin bald mit einem gewissen Mißvergnügen bemerkte, namentlich stets für Mary bereit hielt. Letztere war natürlich fortan der Mittelpunkt dieses kleinen Kreises.

Dabei war jedoch das Merkwürdige, daß man in gemeinsamer Unterhaltung von Seiten der Familie Fallenthin fast peinlich streng jede Anspielung auf den todtten Bruder zu vermeiden wußte. Begann Mary einmal davon zu sprechen, so gab stets ein Zwischenfall dem Gespräch eine andere Wendung, und Fallenthin der Aeltere verstand es sehr geschickt, derartige Auseinandersetzungen unmöglich zu machen, ohne unhöflich zu erscheinen.

Am meisten sprachen Mary und Klara über Robert, wenn sie allein waren; dabei machte die Erstere jedoch auch ihre Erfahrungen.

Jeden Morgen besuchten sie das Grab ihres Bruders, um es mit frischen Blumen zu schmücken. Klara begleitete sie in den ersten Tagen regelmäßig, ohne jedoch in ihrer Kleidung das geringste Trauerzeichen anzulegen. Schon das mißfiel der Amerikanerin, aber Klara hatte die eilfertige Entschuldigung zur Hand, man habe ihre Trauerkleider in Berlin einzupacken vergessen, doch würden sie bis zu Robert's Todestag eintreffen; Papa habe zudem gemeint, sie solle kein unnöthiges Aufsehen erregen.

Mary begnügte sich mit dieser Antwort, wenigstens schwieg sie darauf. Klara hatte ihr so viel von Robert und in so herzlicher Weise erzählt, wie sehr sie ihn geliebt und was für ein guter, süßer Junge er gewesen sei, daß

sie nicht an dieser Liebe zweifelte. Allein wenn Klara auch gern von den verschwiegenen, heimlichen Stelldichein sprach, die sie im Thiergarten mit Robert hinter dem Rücken des Vaters gehabt habe, wenn sie auch klagte, daß sie leider in der Schweiz und in einem Pensionat gewesen sei, als Robert's Unglück sich zutrug, so war sie doch lustig und lachte, wo es sich gerade machte und wie es ihrem Naturell entsprach, unbekümmert um die Thränen, die sie eben noch geweint hatte.

Dazu war sie ein wenig eitel und kokett. Schon am vierten Morgen wartete Mary eine halbe Stunde nach der verabredeten Zeit auf sie, um den Friedhof mit ihr zu besuchen. Klara hatte diese Zeit nöthig gehabt für ihre Frisur und ihre Toilette. An den folgenden Tagen kam es auch vor, daß Mary allein ging, weil sie nicht warten wollte. Im Ganzen fand die Amerikanerin, daß Robert, ihr herrlicher Bruder, doch nicht die Wahl getroffen habe, die sie für ihn passend hielt. Indessen ihn, den Verstorbenern, hatte dies Kind ja entzückt; mußte es darum nicht wenigstens in vieler Hinsicht entzückend sein?

Fallenthin Vater und Sohn gaben sich die größte Mühe, sie in dieser Ansicht zu bestärken und Klara's Fehler, wenn nicht zu verdecken, so doch als harmlose Unarten hinzustellen. Fallenthin der Aeltere stößte Mary Achtung ein; angenehmer jedoch als er und Klara war ihr Fallenthin der Jüngere.

Die Liebenswürdigkeit, mit welcher der junge Kaufmann ihr in allen Dingen entgegenkam, war auch wahrhaft erstaunlich. Er sprach zu ihr, wo es nur anging, von Robert in den wärmsten Tönen wie von einem hingegangenen Freunde, dessen Gedanken und Neigungen er bis in's Kleinste kannte.

Die unangenehmste Ueberraschung wurde aber dem armen Edwin zu Theil. Er konnte bald merken, daß man darauf ausging, ihn bei Seite zu schieben. Fallenthin der

Ältere belegte ihn einfach mit Beschlag; es handelte sich dabei stets entweder um eine Dominoparthie oder um den dritten Mann beim Skat oder sonst um ein „Vergnügen der älteren Herren“, wenn die „jungen Leute“, das heißt Emil, Klara und Mary, irgend einen Ausflug oder Spaziergang am Nachmittag machten. Edwin merkte bald, daß hier eine ganz bestimmte Methode vorlag. Man wollte augenscheinlich nicht, daß er zu viel in der Gesellschaft der jungen Amerikanerin gesehen würde, oder aber, daß er die Annäherung der „jungen Leute“ durch seine Gegenwart störe.

Eines Tages äußerte Emil bei Tisch, daß man eigentlich heute einen nahe gelegenen Badeort besuchen könne; das Schiff fahre um drei Uhr und man komme um neun Uhr zurück. Es sei dort drüben prachtvoller Wald. Klara war entzückt von dem Plan, und Mary stimmte ein. Fallenthin der Ältere lehnte ab.

„Wir Beide sind wie immer auf unseren Skat verpflichtet, nicht wahr?“ wandte er sich scherzend an Edwin. „Unsere Spielparthie geht uns über den schönsten Wald.“

Diesem stieg das Blut in's Gesicht; man wollte ihn also auch diesmal ausschließen. Aber er zeigte, daß er sich beherrschen konnte.

„Heute nicht, Herr Fallenthin,“ versetzte er mit ruhiger Höflichkeit. „Im Gegentheil, ich freue mich, einmal wieder Wald- und Seeluft anstatt des ewigen Cigarrenqualms beim Spiel genießen zu können. Wenn es den Herrschaften recht ist, so schließe ich mich Ihnen an.“

Es war ihnen mit Ausnahme von Mary nicht recht, durchaus nicht recht, aber Mary erklärte, daß Mister Pilz diesmal die Parthie mitmachen müsse, und Niemand erhob Widerspruch. Nur Fallenthin sagte etwas unmuthig: „Gut, gut, Herr Pilz. So muß ich einmal nach einem anderen dritten Mann mich umsehen.“

Dem Großkaufmann oder vielmehr den Seinen sollte

noch Unangenehmeres begegnen. Man stand auf der Anlegebrücke, das Schiff war eben angekommen und sollte wieder abgehen, allein Klara war noch nicht erschienen. Sie hatte nach Tisch sich zurückgezogen, um Toilette zu machen, und auf alle Mahnungen erwidert, sie werde im Augenblick nachkommen.

Emil war der Humor beim Warten bereits vergangen. Nur noch fünf Minuten fehlten an der Abfahrtszeit des Dampfers.

„Laufen Sie doch noch einmal in's Hotel, Herr Fallenthin,“ meinte Mary freundlich zu dem Ungebuldigen. „Wir gehen derweilen auf das Schiff. Herr Pilz wird mit dem Kapitän sprechen, daß er nicht eher abfährt, als bis Sie mit Klara zurück sind.“

Ungern gehorchte Emil, und seine finstere Ahnung trog ihn nicht. Als er mit Klara ankam, die immer noch nicht ein Ende mit ihrer Toilette hatte finden können, sah er den Dampfer schon auf dem Wasser schwimmen. Ein weißes Taschentuch winkte ihm aus der Schaar der Passagiere noch bedauernd zu.

Bruder und Schwester hatten einen heftigen Zank; Emil warf Klara ihre Saumseligkeit vor und erklärte das Abfahren des Dampfers für einen tückischen Streich des Anderen, der versprochen habe, den Kapitän zum Warten zu veranlassen. Klara mußte ihrerseits nichts Anderes zur Entschuldigung vorzubringen, als daß sie den Bruder in seiner Ansicht bestärkte. Es wäre Absicht von dem dreisten Menschen gewesen, ihnen das Vergnügen zu verderben; Papa müsse ihm einmal den Standpunkt klar machen!

In Wahrheit hatte Edwin sich an den Kapitän gewandt, aber keine andere Antwort erhalten, als: „Die Herrschaften sollten nur ruhig mit ihrem eigenen Dampfer nachkommen oder zu Fuß gehen!“

An diesem Nachmittag verlebte Edwin schöne Stunden.

Es schien, als sei die leise Mißstimmung, die er in Mary's Benehmen ihm gegenüber seither wahrgenommen zu haben meinte, nun geschwunden, da sie einmal allein waren, mitten im herrlichen Buchenwald, der hier an dieser Küste fast dicht an das Meer herantrat. Die leuchtende Sonne, der Vogelsang, die prächtigen, zweigereichen Stämme, Alles das umfing sie mit dem Zauber der Poesie und machte sie einander wieder vertraut. Sie sprachen von deutschen und amerikanischen Verhältnissen, von dem Reiz der Heimath, und zuletzt erzählte er von seiner Mutter.

Sie hatte seit ihren ersten Kindheitsjahren eine Mutter nicht mehr besessen. Sie beklagte ihren Verlust, aber das Bild ihres Bruders war zu mächtig in ihr, als daß mit der Klage um die verlorene Mutter in ihren Reden nicht auch der Schmerz um jenen hervortreten mußte.

Aber seltsam — sobald der Schatten des Bruders heraufbeschworen war, schien er wie trennend zwischen sie Beide zu treten. Es war wieder wie an dem Nachmittage, als sie von der Anhöhe des Friedhofes herabschritten. Ihre schwärmerische Geschwisterliebe fand bei ihm kein Echo; er konnte den Todten nicht wie sie bewundern. Sie fühlte es mit leiser Erregung, daß sie sich in diesem Punkte nicht verstanden. . . .

Am Abend trug das Dampfschiff sie wieder zurück. Mary war müde, sie begab sich sogleich auf ihr Zimmer, nachdem sie Edwin ersucht hatte, ihre Entschuldigung bei Mister Emil womöglich noch vor dem Zubettegehen anzubringen.

Edwin betrat den Saal des Gasthofes, wo die Badegäste noch plaudernd des Abends zusammenzusitzen pflegten. Von Emil bemerkte er in dem ziemlich gefüllten Raum nichts, dagegen entdeckte er bald den Großkaufmann. Sobald dieser Edwin auf sich zukommen sah, runzelte er die Stirn und vergrub den Mund in die Eierpunschschale,

die vor ihm auf dem Tischchen stand, an welchem er allein Platz genommen hatte.

Mit höflichem Gruß ließ sich Edwin an seiner Seite nieder. Er hatte das Mißgeschick Klara's und Emil's humoristisch aufgefaßt und beabsichtigte auch, in diesem Ton über das kleine Abenteuer zu scherzen, das natürlich Fräulein Settler sehr leid gethan habe. Aber der Humor verging ihm, als er das verbissene Schweigen wahrnahm, mit dem Fallenthin seinen Bericht anhörte.

„Ich will doch nicht hoffen, Herr Fallenthin,“ bemerkte er erstaunt, „daß man mir irgend eine Schuld an dieser kleinen Verdrießlichkeit beimißt. Fräulein Settler wird mir bezeugen, daß ich den Kapitän ersucht habe zu warten. Sie selbst aber fühlte sich nicht veranlaßt, um Fräulein Klara's willen auf den Ausflug zu verzichten.“

Die Anspielung auf Klara's Saumseligkeit war nicht geeignet, den Großkaufmann die Sache humoristischer auffassen zu lassen. Er blickte durch seinen Zwicker den Anderen wie ein strenger Vorgesetzter an.

„Es hat mir sehr leid gethan,“ versetzte er gemessen, „daß mein Sohn und meine Tochter um das Vergnügen gekommen sind, einer Dame, die ihnen freundschaftlichst nahe steht und die“ — er räusperte sich — „mir warm, sehr warm empfohlen ist, sich heute gefällig zu erweisen. Ich möchte Ihnen das doch nicht verhehlen, Herr — Herr Pilz.“

„Jedenfalls liegt die Schuld nicht auf meiner Seite,“ sagte Edwin.

„So viel ich weiß, besteht auch die Instruktion für die Kapitäne,“ fuhr Fallenthin fort, „daß sie fünf Minuten bis nach der Abfahrtszeit warten müssen, und wenn der Mann es nicht gethan hat —“

„Ich würde Ihnen rathen, ihn darum zu fragen,“ unterbrach ihn Edwin, „der Mann ist um eine deutliche Antwort gar nicht verlegen. Ich gebe zu, die Sache war

ärgerlich, aber vielleicht am ärgerlichsten für Fräulein Settler selbst."

"Und Sie haben nichts gethan, sie ihr weniger ärgerlich zu machen?"

Bei dieser höhnischen Frage sah Edwin den Großkaufmann fest an. "Darf ich Sie fragen, was Sie mit diesen Worten meinen?"

Die klugen Augen Fallenthin's wurden hinter seinem Zwicker kleiner, während er die Lippen wie im leichten Spott aufwarf.

"Ich meine, daß Sie nicht unzufrieden gewesen sind, so allein, ohne störende Gesellschaft mit einer jungen, schönen und — reichen Erbin Seefahrten und Waldspaziergänge machen zu können?"

Edwin erhob sich. "Nein," sagte er, "Sie haben Recht. Ich bin nicht unzufrieden damit gewesen."

Er grüßte kurz und verließ den Saal, um sich auf sein Zimmer zu begeben. In ihm kochte es jedoch. Das also dachte man von ihm! Man meinte, er habe Mary überredet, ohne die Anderen zu fahren, und nicht bloß, um etwa diesen einen muthwilligen Streich zu spielen, sondern in selbstüchtiger Absicht, weil er, der abhängige Prokurist, auf die Hand der reichen Amerikanerin spekulire!

Aus den Worten, dem Ton und dem Blick des Großkaufmanns hatte er das herausgelesen. Er wußte sofort auch, daß auf der anderen Seite die Absicht bestand, die man ihm zutraute, aber warum nannte man Mary eine reiche Erbin? Davon war ihm nichts bekannt gewesen.

Er verbrachte eine schlaflose Nacht.

Mary war am anderen Tage kaum überrascht, als Klara schon vor der gewöhnlichen Zeit kam, um sie zu dem Besuch des Friedhofes abzuholen. Sie meinte, das große Kind schäme sich seiner gestrigen Unart und wolle sie wieder gut machen.

Sie verkannte damit indessen gründlich Klara's Gemüthsstimmung, wie ihr in der ersten Minute ihres Gesprächs klar wurde. Klara spielte ganz im Gegentheil die Beleidigte.

Die beiden jungen Mädchen duzten sich seit dem Tage, wo sie sich von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten.

„Nun, ihr habt euch wohl gut amüßirt?“ war Klara's erste Frage nach dem Morgengruß.

Mary sah sie verwundert an; dieser maulende Ton war ihr unheimlich.

„Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst. Es war ein prachtvoller Tag, und Mister Pilz ist ein angenehmer Gesellschafter. Ich habe sehr bedauert, daß Du auf Dich warten ließeßt und dadurch auch Schuld daran trägst, wenn Dein Bruder Emil nicht mitgekommen ist. Wirklich, es hat mir leid gethan.“

Sie hatte das Körbchen mit den Blumen ergriffen, die ihr jeden Morgen frisch geliefert wurden. Die beiden Mädchen verließen das Hotel, wobei Klara eine lange Rechtfertigungsrede begann, die mit kleinen Vorwürfen durchsetzt war.

„Ich hätte also eurentwegen zu Hause bleiben sollen?“ erwiderte Mary. „Nein, das ist zu viel verlangt, und ich bereue es nicht, daß ich es nicht that.“

„Vielleicht wegen dieses Herrn Pilz?“ warf Klara schnippisch hin.

„Ich sagte Dir schon, daß er mich sehr gut unterhalten hat,“ versetzte Mary ruhig.

„Findest Du ihn denn gar nicht aufdringlich? Diese Kommiss bilden sich immer etwas ein, wenn sie in gute Gesellschaft zugelassen werden.“

„Du vergißt, liebes Kind, daß Bob auch nur ein Kommiss war und sogar bei Weitem nicht eine so gute Stellung hatte wie Herr Pilz.“

Diese Entgegnung war so treffend, daß Klara vor Bestürzung ganz roth wurde. Der Erfolg bestand aber nur darin, daß ihre Lebhaftigkeit sich steigerte.

„O, Robert — das war ganz anders. Ich habe nicht darnach gefragt, ob Robert arm oder reich war,“ versetzte sie erregt, „aber Du kannst es mir glauben, bei dem Herrn Pilz habe ich immer den Gedanken, daß er nur eine reiche Parthie fischen wolle.“

„Da käme er bei mir gerade an die Rechte,“ versetzte Mary mit trübem Lächeln, das von Klara jedoch mißverstanden wurde.

„Nein, glaube mir,“ fuhr sie eifrig fort, „Du ermunterst ihn, namentlich wenn Du mit ihm Ausflüge machst. Du hast ihn selbst ja dazu aufgefordert; nun wird er dreist. Das darfst Du nicht wieder thun.“

Diese vorlaute Zurechtweisung empörte den Unabhängigkeitsfönn der jungen Amerikanerin.

„Mein liebes Kind, was Du sprichst, ist dummes Zeug,“ sagte sie entschieden. „Enthalte Dich gefälligst weiterer Bemerkungen. Ich habe Mister Pilz selbst gebeten, mich hierher zu begleiten, und es wird mir nicht einfallen, Robert's Freund deswegen schlecht zu behandeln, weil Du ihn nicht leiden magst.“

„Robert's Freund? Er war nie Robert's Freund! Mir gegenüber hat Robert sich immer über diesen Pilz lustig gemacht.“ Und Klara warf spöttisch das Köpfchen auf.

„Er hat als Freund an ihm gehandelt,“ entfuhr es jetzt den Lippen der Amerikanerin. „Wer hat für Robert's Grab gesorgt? Niemand anders als er. Du als Braut hast Dich nicht darum gekümmert.“

Es war ein Vorwurf, der lange in Mary's Brust gelebt hatte, ohne offen zu Tage getreten zu sein; die Kränkung bahnte ihm nun den Ausweg. Sie vergaß in dem Augenblick ganz, wie seltsam es sei, daß sie Beide um den

Todten sich stritten, während sie auf dem Wege waren, sein Grab zu schmücken.

Klara's Troß war auf einmal gebrochen; sie brach in Thränen aus. Schluchzend versicherte sie von Neuem, daß sie daran nicht Schuld sei. Als sie ihn begruben, sei sie in der Schweiz im Pensionat gewesen, und als sie zurückgekommen, sei er schon mehrere Monate begraben gewesen.

„Und warum hast Du später nicht sein Grab besucht, ihm ein würdiges Denkmal setzen lassen?“ fragte Mary. „O, wenn Du wüßtest, wie gern ich damals gekommen wäre und wie nur die äußerste Nothwendigkeit mich zurückgehalten hat!“

So plötzlich hatten sie die Rollen vertauscht; aus der Angegriffenen war die Angreiferin geworden, und in ihrer Haltlosigkeit, die sich nicht zu wehren wußte, war Klara unvorsichtig genug, die Wahrheit zu gestehen, die vordem nie über ihre Lippen gekommen war.

„Ich wollte schon,“ stammelte sie, „aber Papa meinte, wegen des Geredes ginge es nicht.“

„Wegen des Geredes der Leute über Dich?“

„Nein, der Person wegen, Du weißt doch, die mit ihm ertrunken ist. Papa war damals ja hier und hörte es. Sie sagen, er habe ein Verhältniß mit ihr gehabt.“

Mary fuhr zurück. In diesem Augenblick hatte sie die Andere.

„Und das glaubst Du?“ rief sie mit zornbebender Stimme. „Du, seine Braut? O psui!“

„Aber so höre doch,“ vertheidigte sich Klara schluchzend, „ich glaube es ja nicht. Es war nur so ein Gerede, aber Papa meinte, daß es besser sei, noch zu warten —“

Es war zum Erbarmen, wie sie weinte und dabei von ihrem armen, lieben Robert sprach, dem sie doch nichts Böses zugetraut habe. Auf die Dauer vermochte Mary nicht zu widerstehen; sie sah ein, daß sie ihr Unrecht thue.

„Es ist selbstverständlich Unsinn, dies Gerede,“ bemerkte sie, Klara besänftigend. „Eure dummen europäischen Anschauungen sind daran schuld. Bei euch können ja ein Herr und eine Dame nicht spazieren gehen, ohne daß es nicht heißt, sie hätten ein Verhältniß miteinander. Glücklicherweise gibt es hier einen Zeugen. Du sollst den Fischer hören, der sie begleitet hat. Weil er, der Gute, Edle sein Leben für sie einsetzte, wie er es für jeden Menschen, auch den Geringsten, gethan hätte, darum wird er verleumdet! Mein armer, treuer Bruder!“

Die bittere Klage in Mary's Munde war die Einleitung zu einer Art Versöhnung mit Klara, die nun wiederum ihre Thränen trocknen konnte.

Dennoch erlebte sie diesmal etwas Merkwürdiges, als sie mit Mary den Friedhof betreten hatte und an Robert's Grab stand. Nie vordem hatte die junge Amerikanerin sich um den anderen Hügel gekümmert, dessen Vorhandensein ihr immer peinlich zu sein schien; heute legte sie einen schönen Kranz um den Grabstein. Sinnend verweilte ihr Blick einen Augenblick bei der Inschrift; plötzlich aber, wie vor einer unangenehmen Vorstellung schauernd, wandte sie sich ab.

3.

Fallenthin war guter Laune. Er hatte auch Ursache dazu; die Dinge hatten sich günstig für ihn gestaltet. Seit jener Unterredung war Edwin im Verkehr mit der Familie und nicht zuletzt mit Mary ein Anderer geworden. Dem Großkaufmann zeigte er eine eifrige Höflichkeit, die sich auf den Gruß beschränkte, und Mary gegenüber hatte seine Zuorkommenheit sich in eine ernste Zurückhaltung verwandelt.

Alein auch sie hatte ihre frühere Unbefangenheit ihm gegenüber verloren und ihr Wesen ließ ihn eine gewisse

Rühle empfinden, die ihn schmerzte. Er merkte daran, daß man auch bei ihr thätig gewesen war und zwar mit Erfolg.

Warum reiste er nun nicht nach Hause, warum hielt es ihn immer noch an diesem Orte fest? Es war nicht der Jahrestag von Robert's Tod, der jetzt dicht herangerückt war und an dem eine gemeinsame Trauerfeier stattfinden sollte, sondern einzig und allein Mary, die ihn banute, denn er wußte jetzt, daß er sie liebe. Es war gewiß ein schmerzliches Gefühl, einen Anderen siegen zu sehen, allein noch schmerzlicher schien ihm, so von ihr fortzugehen und nur noch von ihr träumen zu können.

Fallenthin, wie bemerkt, war guter Laune, allein ein kleiner Rest von Unbehagen war doch noch darin enthalten. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß Mary und Klara nicht gut miteinander standen. Die Charaktere stimmten nicht zusammen. Gewiß, die Amerikanerin hatte nicht immer Recht, sie war über alles Maß von ihrem verstorbenen Bruder eingenommen, aber Klara ließ es doch gänzlich an der nöthigen Klugheit mangeln. Man wollte ja eben diese Schrulle der Fremden ausnützen!

Auch heute hatte es Mühe gekostet, Mary zu bewegen, an dem Festessen theilzunehmen, welches den Offizieren des draußen ankernden Kriegsschiffes zu Ehren im Kasino von Badegästen veranstaltet wurde. Es hatte Mühe gekostet, aber endlich hatte sie doch nachgegeben, und nun saß sie an Emil's Seite an der Festtafel und lauschte, wie es schien, sehr eifrig den Mittheilungen, die ihr dieser über die deutsche Flotte, über die anwesenden Offiziere, die Festreden und so weiter zu geben wußte. Und was das Schönste war: der Andere saß nicht bei ihnen. Die Schlaueit des Großkaufmannes hatte es erreicht, daß die anliegenden Plätze von Fremden belegt wurden.

Festliche Trinksprüche wurden ausgebracht, die Marinekapelle spielte patriotische Weisen, donnernde Hocht schallten

durch den Saal. In Mary's Herzen ging es mit Stolz auf, daß auch sie eine Deutsche war; sie fühlte die Macht und Gewalt der alten Heimath, die aus all' der sie umrauschenden Begeisterung zu ihr sprach.

Allmählig aber wich der ernste Ton, mit dem das Fest begonnen, einem wachsenden Frohsinn. Die Musik spielte Tänze, die Champagnerpfropfen knallten lauter, und man begann im Nebensaal zu tanzen.

Emil hielt die Gelegenheit für gekommen, in seinen Reden vertraulicher, fast zärtlicher zu werden. Mary hörte ihm zu, aber nur mit halbem Ohr, er fing an sie zu beunruhigen. Sie fragte, wo Klara sei; er meinte, sie werde wohl den Tanzenden zusehen, und da er in seinen Anspielungen fortfuhr, so bat sie ihn, er möge sie einmal in den Tanzsaal führen.

„Wollen Sie tanzen, Miß Mary?“ fragte Emil. „Darf ich vielleicht um diese Polka bitten?“

Allein ein so ernster, fast zürnender Blick traf ihn, daß er betroffen schwieg.

Im Nebensaal drehten sich die Paare; mitten unter ihnen Klara mit glühenden Wangen im Arme eines jungen Marineoffiziers. Als sie in die Nähe der Thür kam, sah sie Mary dort neben ihrem Bruder stehen und erschrak über den feindseligen Ausdruck, dem sie in den Zügen der Freundin begegnete. Aber zugleich regte sich ihr Trotz. Pah, was wollte diese ewige Schulmeisterin!

Mit anscheinend unbefangenen, wenn auch erhitztem Gesicht ging sie nach Beendigung des Tanzes auf die Saalthür zu. Mary winkte ihr, daß sie mit ihr bei Seite treten solle.

„Ich habe mit Dir zu sprechen. Du wirst augenblicklich mit mir von hier fortgehen.“

„Von hier fortgehen? Geht der Papa auch?“ fragte Klara.

„Ich weiß es nicht. Ich bitte Dich nur, daß Du mit mir gehst. Ich finde es unverzeihlich, daß Du heute tanzen kannst.“

„Und was begehe ich denn damit für ein Verbrechen? Ich weiß nicht, was Du wieder hast. Du gönnst mir auch gar kein Vergnügen.“

„Vergnügen? Unglückselige, weißt Du nicht, daß morgen der 10. August ist?“

Klara machte ein Gesicht, als begreife sie nicht. Der Wein beim Mahle, die Hitze des Tanzes hatten ihr auch die geringe Ueberlegung geraubt, die sie sonst noch besaß, und nur der Aerger war lebendig in ihr, daß die Andere sie wieder einmal schulmeistern wolle.

„Aber vielleicht bist Du Dir es wirklich nicht mehr bewußt,“ fuhr Mary bitter fort, „daß Dein Bräutigam vor einem Jahr um's Leben gekommen ist? Hier im Tanzsaal vergißt Du, daß Du Braut warst.“

„Ach, hör doch auf!“ versetzte Klara zornig. „Immer hackst Du auf mir herum. Ich bin doch jung und ich will doch nicht in ein Kloster gehen. Das magst Du thun. Ich war noch gar nicht offiziell mit ihm verlobt; mir hat Keiner etwas vorzuwerfen; ich bin frei, ganz frei.“

Einen Augenblick starrte Mary das junge, erhitzte Mädchen an, als könne sie weder ihren Ohren noch ihren Augen trauen; dann erwiderte sie in festem, eisigem Ton: „Es ist mir lieb, daß Du nicht mit ihm verlobt warst.“

Damit ließ sie Klara stehen, die erst allmählig zur Besinnung dessen kam, was sie eigentlich gesagt hatte. Aber es war zu spät; Mary war bereits verschwunden.

Diese hatte sich in die Garderobe begeben, um ihren Hut und ihren leichten Staubmantel anzulegen; dann hatte sie das Kasino verlassen, ohne sich nach den Anderen umzusehen; dazu war sie zu erregt. Aber sie war nur wenige Schritte gegangen, als sie von Jemand eingeholt wurde.

Es war Emil, der zu seinem Schrecken das Vorgegangene von Klara erfahren hatte, da er in der Zwischenzeit von einigen Herren in ein Gespräch gezogen worden war.

In Mary's Brust tobte es, aber es war nur eine einzige Frage, die diesen Wirbel ihrer Empfindungen veranlaßte: wie war es möglich gewesen, daß ihr Bruder, ihr herrlicher, einziger Bruder, ein so leichtfertiges, oberflächliches Geschöpf hatte lieben können! Diese oberflächliche Zuneigung einer selbstfüchtigen, unreifen Natur hatte ihn zu jenen Ausdrücken der Schwärmerei und der Leidenschaft zu entzücken vermocht, die aus seinen Briefen noch in ihrer Erinnerung, in ihrem Herzen lebten — wie war das möglich gewesen, wie hatte es nur sein können?

Sie hätte gern für sich in Einsamkeit dieser Frage nachsinnen mögen, jetzt wurde sie durch die Gegenwart Emil's daran gehindert, der sich ihr angeschlossen und mit einer großen Fülle von Worten den bösen Eindruck zu verwischen suchte, den das Verhalten seiner Schwester bei Mary erzeugt hatte.

Der Gasthof war wohl in einigen Minuten erreicht, aber die Witterung war schwül und drückend in dieser Spätnachmittagsstunde, so daß ein Aufenthalt im Zimmer nicht locken konnte. Emil schlug noch einen kleinen Spaziergang am Strande vor, der am besten geeignet sein würde, Mary's Erregung zu dämpfen und sie die „Dummheit“ Klara's mit milderer Augen ansehen zu lassen. Klara sei eben ein Kind und handle kindisch, aber das Eine möchte Miß Mary ihm glauben, daß sie Robert wirklich geliebt habe.

Und indem er diese Angelegenheit von Neuem zu eröffnern begann, wußte er es so einzurichten, daß sie Beide sich allmählig auf einem Spaziergang nach den Dünen befanden.

Mary schwebte es auf den Lippen, Emil die verhängnißvolle Frage vorzulegen, die sie innerlich so unheimlich be-

schäftigte, aber sie getraute es sich nicht. Wäre es Mister Pilz gewesen, sie hätte es sofort gethan, und Mister Pilz hätte vielleicht eine Antwort darauf gewußt, aber zu dem Bruder Klara's schente sie sich doch, so frei sich auszusprechen.

Allein wie wenn dieser Bruder geahnt hätte, was sie quäle, begann er jetzt Robert zu loben, seine Thatkraft, seinen Muth und nicht zuletzt seinen Geschäftssinn.

„Demgegenüber hat meine Schwester,“ bemerkte er, „eigentlich wenig zu bieten gehabt. Sie ist hübsch und innerlich gut. Sie hat Ihren Brnder geliebt, aufrichtig geliebt, obwohl sie dachte, daß er arm sei.“

Es fiel Mary auf, wie er die letzten Worte betonte; sie erinnerte sich auf einmal, daß Klara von ihr selbst als einer reichen Parthie gesprochen hatte; sollte das wirklich Ernst gewesen sein?

„Dies ist es auch,“ entgegnete sie, an Emil's letzte Worte anknüpfend, „was ihr in meinen Augen am ehesten Verzeihung auswirkt. Ich weiß, Klara hat auf ein Vermögen zu rechnen, und mein Bruder war nur auf seine eigene Kraft angewiesen.“

„Er hatte sich ja wohl mit ihrem Herrn Onkel überworfen?“ fragte Emil. „Ist es wirklich wahr, daß er diesen gehaßt haben soll?“

Mary nickte. „Ja, er haßte ihn. Er hat viel bei meinem Onkel ausstehen müssen. Wir haben eine schwere Jugend durchmachen müssen, Niemand kümmerte sich um uns, kaum, daß wir zu essen bekamen, daß man uns in die Schule schickte.“

Emil maß sie mit erstauntem Blick. „Aber das kann ich kaum glauben, Miß Mary. Sie sollten —“

„Ja,“ sagte sie und athmete schwer auf. Sie wollte ihm reinen Wein einschenken. „Es ist so. Wissen Sie, wer mein Vater war? Ein bankerotter, deutscher Kauf-

mann, der dann drüben in Chicago im Komptoir seines Bruders eine Stellung fand. Kaum war er einige Jahre drüben, als er starb. Wir fielen dem Dufel zur Last. Er ließ uns nicht verhungern, aber gut hatten wir es bei ihm nicht. Meine Tante ist krank, die Diensthboten halten es nicht bei ihr aus; ich mußte sie pflegen. Robert wurde blutjung in's Komptoir gesteckt; dort mußte er sich ohne Entgelt vom frühen Morgen bis zum späten Abend abquälen. Im Vergleich mit ihm hatte ich es besser, obwohl die Launen meiner Tante und meines Onkels auch nicht leicht zu ertragen sind."

"Aber er hat Sie doch nach Deutschland ziehen lassen, Ihnen Empfehlungsbriefe mitgegeben!"

"O," sagte Mary, und bei all' ihrer Traurigkeit zuckte es doch wie ein leiser Spott um ihren Mund, "ich bezweifle, ob er es so ganz freiwillig that. Im vorigen Jahr, als die schreckliche Kunde von Robert's Tod kam, wollte er mich nicht ziehen lassen, und ich gab der Tante wegen nach. In diesem Jahr erklärte ich ihm, daß ich nach Deutschland gehen und nie wieder zu ihm zurückkehren würde. Sie wissen nicht, wie schwer ich es in seinem Hause habe. Ich bin Alles, Haushälterin und Krankenpflegerin, denn er ist geizig, und fremde Leute halten es bei ihm auch nicht lange aus. Tante schrie über meine Undankbarkeit, doch ich blieb fest. Da gaben sie nicht nur nach, sondern Onkel rüstete mich auch reich aus. Ich weiß genau, warum er es that."

"Weil er Sie hochschätzt und Sie liebt?"

"Nein, weil ich für ihn hier als wandelnde Melame auftreten soll, wie weit er selbst es drüben gebracht hat. Das, nichts Anderes ist der Grund. Ich bin offen gegen Sie; es hat mir schon lange widerstrebt, einen Schein zu erregen, der mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt. Sobald ich wieder drüben angekommen bin, so bin ich wieder,

was ich vordem war: ein höheres Dienstmädchen, nichts Anderes. Und ich werde es so lange sein, als die Tante lebt. Dann aber gehe ich."

"Unmöglich, er wird Sie doch nicht gehen lassen! Sein eigener Sohn ist ja auch kränklich."

Ein bitteres Lächeln ging über Mary's Gesicht. Ihr scharfer Verstand sagte ihr auf einmal, was in der Seele des Anderen vorging.

"Seien Sie überzeugt: er wird mich ziehen lassen. Zu einer Erbin seines Geldes bin ich ihm nicht würdig genug, und wenn William früher sterben sollte, so wissen Sie ja, Mister Fallenthin, wie man in Amerika sein Geld in Legaten für die Wissenschaft, für Schulen und Universitäten standesgemäß anlegt. Ich finde diesen Brauch sehr schön und löblich, auch wenn er weniger aus Liebe für die Wissenschaft als aus dem Bedürfniß, dafür gepriesen zu werden, befolgt werden sollte. Nein, nein, Mister Fallenthin, ich bin nichts weniger als eine reiche Erbin."

Ein rollender Donner, der über die See hinging, bot Emil willkommenen Anlaß, sich eine Antwort über diese ihn auf's Höchste überraschenden Aufschlüsse zu ersparen. Nein, da war doch sein Vater trotz seiner amerikanischen Geschäftsfreunde sehr schlecht unterrichtet gewesen!

Die Schwüle des Tages war in ein Gewitter übergegangen. Im Eifer der Unterhaltung hatten sie die ersten Anzeichen desselben nicht beachtet, und der Spaziergang hatte sie eine gute Strecke von der letzten Behausung abgeführt. Jetzt schoß plötzlich der Regen in dichten Strahlen auf sie nieder und versetzte sie in die Nothwendigkeit, sich so rasch wie möglich nach einem schützenden Obdach umzusehen.

Ueber den knirschenden Sand eilten sie dem Dorfe zu. Da entdeckte Emil's Auge ein Häuschen, das in geringer Entfernung von ihnen lag. Im angestrengten Lauf hielten

sie auf dasselbe zu und betraten nach wenigen Augenblicken den Flur athemlos und erschöpft.

Niemand kam ihnen entgegen und lud sie ein, näher zu treten. Hier in diesem mit Steinfliesen belegten Raum waren sie jedoch wenigstens im Trockenen und konnten das Gewitter abwarten. Emil fand die Lage trotzdem unbehaglich und war im Begriff, eine von den auf den Flur ausgehenden Thüren zu öffnen, als ein Geräusch von drinnen sie Beide stußig machte.

Es war ein langgezogener, kläglich ächzender Ton, der unheimlich durch die dünnen Wände scholl, ohne daß zu unterscheiden war, ob er von einem Menschen oder einem Thier herrührte. In demselben Augenblick öffnete sich eine Thür, und eine hagere Frau erschien auf der Schwelle.

„Was wollen Sie hier?“ fuhr sie die eingedrungenen Gäste an.

„Wir sind von dem Gewitter überrascht worden, gute Frau, und bitten um die Erlaubniß, ein Viertelstündchen bei Ihnen verweilen zu dürfen,“ versetzte Mary.

„Treten Sie ein!“ erwiderte die Frau. Ihre Stimme klang nicht mehr heftig, sondern leise, fast niedergeschlagen.

Nicht ohne eine gewisse Scheu, welche jenes unheimliche Aechzen in ihnen hervorgerufen, folgten Mary und ihr Begleiter der Fischersfrau in die niedrige, ärmlich ausgestattete Stube, wo die Letztere auf zwei Holzstühle am Fenster hinwies mit dem stummen Bedeuten, darauf Platz nehmen zu wollen, während sie selbst sich wieder an ihrem Spinnrocken niederließ.

In demselben Augenblick ließ sich jenes stöhnende Wimmern von Neuem vernehmen; es wurde unmittelbar darauf von dem Krachen eines Donners verschlungen, der einen grellen Blitzschlag begleitete.

„Sagen Sie, was ist denn das?“ fragte Emil, von seinem Sitze auffahrend. „Ist es ein Thier oder ein Kranker?“

Die Frau setzte mürrisch ihr Spinnrad in Bewegung, ohne zu antworten, aber ihr ganzes Wesen bekundete eine so unruhige Niedergeschlagenheit, wie wenn sie unter dem Eindruck irgend eines sonderbaren oder sie bedrückenden Ereignisses stehe.

Auch Mary hatte sich erhoben; sie hatte bemerkt, daß eine zweite, nur angelehnte Thür in einen Nebenraum führte, aus welchem die eigenthümlichen Laute an ihr Ohr gedrungen waren. Indem sie sich der Frau näherte, fragte sie, sanft ihre Hand auf die Schulter derselben legend: „Ihr Mann liegt da wohl krank, arme Frau?“

Die Angeredete schüttelte den Kopf, während ihre Hände den Faden drehen. „Mein Mann ist draußen.“ Sie meinte auf dem Wasser. „'s ist der Vater; ich weiß nicht, was er heute Nachmittag hat.“

„Er liegt zu Bett? Klagt er denn über Schmerzen?“

„Er hustete sonst viel — heute sieht er so seltsam aus.“

„So schicken Sie doch zum Arzt, Frau.“

„Wen soll ich schicken? Ich bin allein, und wir haben kein Geld.“

Mary fuhr zusammen. Eben hatte das Stöhnen gar zu erbärmlich geklungen, es war, als liege dort nebenan ein Sterbender.

„Aber, liebe Frau, es scheint schlimm zu stehen. Zeigen Sie mir einmal den Kranken.“

Die Frau erhob sich rasch; in dem Blick, mit dem sie Mary's Aufforderung erwiderte, vermeinte diese etwas wie Ueberraschung über die Theilnahme zu lesen, die eine vornehme Dame für einen alten, armen Fischer übrig hatte. Allein wenn die Frau es auch dachte, sie sagte nichts, sondern ging Mary voraus in den Nebenraum. Emil, der vielleicht nicht weniger verblüfft über das Verhalten der jungen Amerikanerin war, als die Frau, schloß sich doch den Weiden ans Neugier an.

In dem kleinen, niedrigen Raum, den das halbdunkle Tageslicht nur matt erhellte, unterschied Mary eine Art Bettstelle und in dieser ein Durcheinander von alten Tüchern und zerlumptem Bettzeug, aus dem ein eingefallenes, blaßes Greisengesicht mit blödem Ausdruck hervorsah. Auf der furchenvollen Stirn perlte der Schweiß, die Augen hatte er geschlossen, aus dem Mund kam wieder das keuchende, wimmernde Aechzen.

Nur einen Blick hatte das junge Mädchen auf das Gesicht geworfen, als sie auch mit dem Ausdruck des Schreckens zurücktrat und die Frau bei Seite winkte.

„Ein Arzt muß sofort kommen,“ sagte sie energisch. „Wissen Sie, Frau, daß Ihr Vater im Sterben zu liegen scheint?“

„So will ich laufen,“ sagte die Frau, nach einem Tuche greifend.

Alein Mary hielt sie auf. Sie wandte sich an Emil mit der Frage, ob nicht er den Gang übernehmen wolle; die Frau habe gewiß einen Schirm, mit dem er durch den Regen kommen könne.

Der Auftrag, für einen alten Fischer durch das Unwetter zu marschiren und nach einem Arzt zu suchen, war Emil nicht erfreulich, doch noch weniger erfreulich dünkte es ihn, hier an einem Sterbebette sitzen zu müssen, und so erklärte er sich dazu bereit.

„Ich danke Ihnen, Herr Fallenthin,“ sagte Mary. „Ich bitte Sie aber, bemühen Sie sich nachher meiner wegen nicht weiter. Das Gewitter wird ja bald vorüber sein, und dann kehre ich in Begleitung des Doktors zurück.“

Emil versuchte einige schwache Einwürfe; innerlich war er jedoch gar nicht so veressen darauf, dieser Amerikanerin noch weiter unnöthige Ritterdienste zu leisten, nachdem sie sich selbst ja nur als höheres Dienstmädchen bei ihrem Onkel bezeichnet hatte. So viel stand für ihn fest, die

ganze Spekulation des Herrn Papa hätte einen gehörigen „Reinfall“ bedeutet. Nun, sein diplomatisches Geschick hatte ihn, wie er sich schmeichelte, vor dem Schlimmsten noch rechtzeitig bewahrt.

Mary blieb am Bette des Kranken zurück. Sie fühlte, wie sie in ihren durchnässten Kleidern zu frieren begann, aber das mußte ertragen werden. Vielleicht konnte sie dem Aermsten nützlich sein, von der stumpfen Frau hatte er ja nichts zu erwarten.

Das Einzige, was sich im Hause für den Kranken auf-treiben ließ, war freilich nur etwas Zuckerrwasser, das Mary rasch bereitete und mit Hilfe eines blechernen Löffels dem Kranken zwischen die Zähne goß. Er schluckte eifrig, ein Zeichen, daß es ihn erfrische; dann schlug er plötzlich die Augen auf und schaute Mary an, und allmählig vergrößerten sie sich, als wirke ihr Anblick wie eine Ueber-raschung auf ihn ein.

„Thut es Ihnen wohl?“ fragte Mary sanft.

Die Lippen des Kranken bewegten sich; er stammelte etwas, erst leise, doch wurden die Worte bald deutlicher. Eine unverkennbare Angst prägte sich dabei in seinen Zügen aus.

„Sie sollen es haben — wieder haben — ich hab's nicht — weg von meinem Strohsack.“

Seine Hände wühlten unter dem Bettzeug, während er seine in unsicherem Licht zitternden Augensterne nicht von ihrem Gesicht abwandte.

„Ich will nichts von Ihnen, lieber Mann,“ suchte ihn Mary zu beruhigen, aber er nickte heftig, und diesmal kamen ihm die Worte rascher von den Lippen.

„Sie haben die Miethe nicht bezahlt — nur als Pfand — arme Leute — wir sind arme Leute — der Gemeindevorsteher hat Alles versiegelt.“

„Was meint er damit?“ wandte sich Mary an die

Frau, die wie geistesabwesend daneben stand und jetzt mit den Achseln zuckte.

„Es war immer nicht richtig in Vaters Kopf. Ich glaube, er spricht von der Ertrunkenen, die bei uns gewohnt hat.“

Sie hatte es ganz gleichgiltig vorgebracht; Mary zuckte jedoch zusammen; sie dachte an Diejenige, die mit ihrem Bruder ertrunken war.

„Ist es die Anna Karsten, die junge Dame, die —“ sie stockte vor innerer Bewegung. Das Weib nickte.

„Ja, die hat hier gewohnt, auf der anderen Flurseite. Vater hält Sie für die. Reden Sie ihm doch nur gut zu.“

Mary fühlte ihr Herz auf einmal ängstlicher pochen. Sie wußte nicht, woher ihr etwas wie ein dunkles Bewußtsein gekommen war, daß der Schatten eines Unglücks sie umschwebte; wie ein böser Druck legte es sich auf ihr Gemüth, und indem sie gegen diesen Bann ankämpfte, wuchs ihre Erregung. Sie sah die Angst, mit der die Augen des Kranken an ihren Zügen hingen. Ein Dämon trieb sie, als sie mit veränderter Stimme den Kranken anredete: „Was haben Sie gethan? Sprechen Sie, Mann!“

Er erschrak vor dieser Stimme und ächzte wieder laut. Seine Hände wühlten tiefer unter den Tüchern; es klang wie ein Klappern und Rasseln von Gegenständen, die dort aufbewahrt schienen.

Die Frau sah Mary mit einem scheuen Blick an. „Vater spricht von seinem Strohsack“, sagte sie, „er hat darin lauter Sachen zusammengestopft, alten Kram, aber er läßt Keinen daran rühren.“

Als wenn der Kranke es gehört und verstanden hätte, so fuhr er auf. „Spitzbuben — ihr Alle —,“ lallte er, „Rabenvieh, meinen Strohsack — ihr habt's gethan. Schönes Fräulein — ich nicht — ich hab's nur gefunden.“

Seine Hände zerrten und arbeiteten unter der Be-

deckung, die zum Theil auseinanderflog; sie schienen dort etwas zu suchen, ein blecherner Gegenstand fiel klappernd aus der Bettstelle an die Erde. Die Frau bückte sich, ihn aufzunehmen.

In demselben Augenblick streckte sich der tief erschrockenen Mary eine dünne, abgemagerte Hand mit langen, gekrümmten Fingern entgegen, die zitternd ein schwarzes Etwas umschlossen.

„Da! Ich hab's nur gefunden — Fräulein — Fräulein —“ Ein Blick voller Angst aus den rollenden Augen. Der Alte sank zurück.

Was sie in der Hand hielt, war ein kleines, schwarzes Kästchen, das Mary's Auge sofort als einen Behälter für Schmucksachen erkannte. Und wie im Traum, halb unbewußt, drückte sie auf die Feder, so daß er sich öffnete. Ein goldenes Medaillon an goldener Kette funkelte ihr entgegen; darunter lagen einige beschriebene Blätter.

Die Fischersfrau war blaß geworden, und rief: „Ich weiß nichts davon — das ist vom Fräulein — er hat's heimlich ihr fortgenommen — anders kann ich's mir nicht erklären!“

Ein Aufschrei unterbrach sie. Marie hatte die Kapsel des goldenen Medaillons geöffnet; der Kopf ihres Bruders Robert, in wohlgelungener photographischer Ausführung, blickte sie an.

4.

Auch Edwin hatte es nicht lange mehr an der Tafel gelitten, nachdem das Mahl beendet gewesen war. Er hatte Mary und den Sohn des Großkaufmanns in einer so lebhaften und, wie ihm schien, vertraulichen Unterhaltung bemerkt, daß er die Qual einer wachsenden Eifersucht empfand. Unfähig, diesen Zustand länger zu ertragen, hatte er den Kasinoaal verlassen. Es trieb ihn in die Einsam-

keit, wo er sich frei und ungestört seinen düsteren Träumereien hingeben konnte.

Aber der Strand war um diese Zeit von zahlreichen Spaziergängern belebt, und das paßte nicht zu Edwin's Stimmung. Das Meer zog ihn wohl an, doch nicht die Menschen. So wanderte er planlos in die Dünenwüste hinaus, sich seinen Gedanken hingebend.

Er war kein Jüngling mehr, aufflackernde Leidenschaft, die ebenso rasch vergehen konnte, war ihm fremd geblieben. Was ihn jetzt gepackt hatte, war die Noth der Liebe, jene stumme, verzweiflungsvolle Noth, die den Gegenstand ihrer tiefinnersten Neigung fahren lassen muß und dabei fühlt, daß mit ihm auch des Lebens Werth und Inhalt dahinschwindet.

Gleichzeitig, in seltsamer Verkettung der Gedanken, tauchten in seiner Erinnerung die Gestalten der beiden Todten wieder auf. Dort, an jener Stelle war die Eine einst über Bord geglitten, und der Andere ihr nachgesprungen. Waren hier auch die Wellen über die Noth der Liebe hinweggegangen und hatten eine Tragödie beendet, die in ihren Ursachen räthselhaft und verschleiert war?

Das Rollen des Donners schreckte ihn aus den melancholischen Grübeleien. Das Gewitter kam zum Ausbruch; das erhabene Naturschauspiel fesselte seine Sinne und lenkte seine Gedanken ab. Unter einer Dünentiefer harrte er, bis das Unwetter vorüber war.

Es war schon dunkel geworden, als Edwin sich zum Heimweg anschickte. Langsam schritt er durch den Dünenfeld, der, vom Regen durchnäßt, unter seinen Füßen knirschte. Die See ging noch etwas unruhig, und die Wellen liefen klatschend und schaumsprühend gegen den Strand. Seltsam, ja unheimlich erschien das lebende Wasser, wenn dann und wann ein Leuchten des Horizonts

es in seinen bläulichen Glanz tauchte, der mit dem Augenblick auch wieder verblichen war.

In der schmerzlichen Stimmung, die ihn umfing, galt Edwin's Aufmerksamkeit wenig dem Wege, den er verfolgte, aber einmal in dem grellen Licht des Himmels zusammenzuckend, bemerkte er vor sich in der Entfernung von einigen hundert Schritten deutlich eine Gestalt. Er wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte; in dem gespenstigen Schein, der die Nähe und Weite erleuchtet hatte, war ihm die Erscheinung Mary's geworden, als sei sie aus seinem Innern plötzlich herausgetreten.

Ein jäher Schreck überfiel ihn: litt er an Sinnes-täuschungen?

Er beschleunigte seine Schritte; er wußte nicht, woher ihm auf einmal die Angst gekommen war.

Es war bald für ihn jeder Zweifel ausgeschlossen, daß dort eine weibliche Gestalt stand. Unbeweglich zeichnete sich ihr schwarzer Schatten in der grauen, halbdunkeln Luft ab; das Haupt ein wenig gesenkt, schien sie auf das Meer hinauszublicken, dessen heranschießende Welle fast ihren Fuß neßte.

Er war auf sie zugeeilt, ohne daß das Geräusch seiner Schritte irgend eine Aenderung in ihrer sonderbaren Haltung hervorgerufen hätte, denn sie wandte nicht den Kopf, noch verrieth sie sonst durch ein Zeichen, daß sie das Herannahen eines Anderen bemerkt hätte.

„Fräulein Settler!“ rief er erschreckt. „Wie kommen Sie um diese Zeit allein hierher?“

Der ängstliche Ausruf war ihm entschlüpft, ehe er ihr Gesicht gesehen hatte, und als sie es ihm jetzt zeigte mit dem trostlosen, starren Ausdruck und den schwer gerötheten Augenlidern, vermochte er sich nicht zu halten. Ehe sie es verhindern konnte, hatte er seinen Arm um ihre Gestalt gelegt und fühlte, wie sie in Frostschauern zu zittern schien.

„Sie sind es, Mister Pilz?“ sagte sie eintönig.

„Liebe Mary, es ist Ihnen etwas begegnet. Hat es ein Unglück gegeben? Sie sind krank!“ Er hatte sich einer ihrer Hände bemächtigt. „Kommen Sie, Sie müssen nach Hause.“

Mit sanfter Gewalt suchte er sie fortzuziehen; sie folgte ihm langsam mit schleppenden Füßen. Plötzlich blieb sie wieder stehen und sah ihn an.

„Nicht wahr, Sie wußten es?“ fragte sie mit heiserer Stimme. „Sie wußten das — das von meinem Bruder?“

Erschrocken fuhr er zurück. „Wer hat Ihnen etwas von Ihrem Bruder erzählt? Glauben Sie es nicht. Es ist dummes Gerede und nichts weiter.“

„Wenn er es mir aber selbst eingestanden hätte!“

Sprach sie schon im Fieber? Ihre Augen schienen zu brennen in dem müden, düsteren Gesicht.

„Wie kann er Ihnen etwas eingestehen?“ sagte er fassungslos. „Es ist ja nicht möglich, theuerste Mary.“

„Doch — er und sie haben zu mir gesprochen. Wissen Sie, wo?“ Sie deutete mit der Hand in eine bestimmte Richtung. „Dort.“

„Sie waren bei dem Fischer Niebeck?“

„Ja! Und dort haben die Todten zu mir geredet, und ich weiß nun — o, ich wünschte, ich wäre nie geboren!“

„So sprechen Sie, Mary, vertrauen Sie mir an, was Sie quält. Ich bin Ihr wärmster, Ihr ehrlichster Freund,“ bat er.

Sie sah ihn wiederum mit durchdringenden Blicken an. „Waren Sie sein Freund auch, Mister Pilz?“

„Ich will aufrichtig sein, Mary. In dem Sinne, wie ich die Freundschaft auffasse, war ich sein Freund nicht; aber es war nicht meine Schuld. Es lag in seiner Art, daß er keinen Freund besaß, weil er keinen besitzen wollte.“

„Sie sind aufrichtig,“ versetzte sie bitter. „Ich glaube

jetzt, daß Sie es ehrlich mit mir meinen. O Mister Pilz," fuhr sie schwer aufathmend fort, „wie habe ich ihn verehrt! Und nun zu wissen, daß er wie ein Ehrloser gehandelt hat, ja, daß ein Menschenleben durch ihn zu Grunde gegangen ist —"

Es schien, als wolle der starre Bann brechen, der auf ihrem Wesem lag, denn ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte auf einmal ihren fiebernden Körper. Edwin's Sorge war vor Allem, sie so schnell wie möglich in den Gasthof zu schaffen. Er redete tröstend auf sie ein, daß sie sich beruhigen möge. Und wie wenn sie zur Selbstbesinnung zurückkäme, so verstummte plötzlich ihr Weinen.

„Wohlan!" sagte sie. „Sie waren nicht sein Freund, aber Sie waren auch nicht sein Feind. So sollen Sie sein Richter sein.“

Ihre Rede erschreckte ihn von Neuem, aber ihres Zustandes wegen — sie schleppte sich, auf seinen Arm gestützt, nur noch mühsam weiter — wagte er nicht, sie durch weiteres Fragen zu beunruhigen. Schweigend gingen sie weiter, bis sie den Gasthof erreicht hatten. Der Anblick der fremden Menschen gab ihr auf einmal Kraft und Haltung wieder. Aufrecht schritt sie an Edwin's Seite die Treppe zu ihren Zimmern hinauf; er wollte sich von ihr rücksichtsvoll empfehlen, allein sie hinderte ihn daran.

Das Mädchen hatte die Lampe gebracht; Mary bestellte Thee. Sie hatte den leichten Mantel abgelegt und saß nun in ihren kaum getrockneten Kleidern auf dem Sopha und Edwin sah, wie sie im Fieberschauer zitterte, während der Schein des Lichtes auf ihr abwechselnd erblaffendes und erglühendes Gesicht fiel.

„Theuerstes Fräulein, begeben Sie sich zur Ruhe," bat er. „Ich werde den Arzt holen lassen. Sie sind stark erkältet.“

Sie winkte abwehrend mit der Hand „Nein, die Er-

kältung will nichts besagen. Es ist das Andere. Ich habe meinen Bruder begraben! — Nicht den, der dort oben ruht, sondern den Anderen, der noch in mir, in meinem Herzen fortlebte. Dieses Götterbild ist nun zertrümmert. Hören Sie mich an. Ich war nach dem Fest in Mister Fallenthin's Begleitung spazieren gegangen. Wie kam ich nur dazu? Ich weiß es nicht. Genug, wir wurden vom Gewitter überrascht und fanden ein Obdach in einem Fischerhäuschen. Ein alter Mann lag dort krank. Mister Fallenthin ging, einen Arzt zu holen, ich blieb bei der Frau."

Stoßweise kam das Alles zwischen ihren vor Frost zitternden Zähnen hervor.

"Der Mann hielt mich in seinem Wahn für eine Andere, kurz, für die, welche da gewohnt hatte und mit meinem Bruder ertrunken ist. Er gab mir etwas, was er Jener genommen hatte — ein Kästchen. Ein goldenes Medaillon war darin mit seinem Bild. Und noch etwas." Ihre Hand legte einige Blätter auf den Tisch. "Lesen Sie, Mister Pilz!"

Edwin erkannte auf den ersten Blick, daß er zwei augenscheinlich von Robert Settler's ihm wohlbekannter Hand herrührende Briefe vor sich habe. Er sah nach dem Datum; der eine war aus Berlin datirt und lautete:

"Liebe Anna!

Zu meinem Bedauern habe ich diesmal keine Zeit, Dich morgen Abend abzuholen. Ich thäte es gern, aber man muß verzichten lernen. Nicht bloß im Kleinen, sondern auch im Großen. Der Tag ist für uns Beide vielleicht nicht so fern, wo das eintreten könnte. Montag reise ich nach D. in's Bad; ich will meine Nerven in Seewasser spülen. Wann ich zurückkomme? Unbestimmt. Damit Du mich doch bei Dir hast — jetzt und später vielleicht auch — schicke ich Dir mein Bild in beifolgender Kapsel.

Tausend Grüße

Dein Robert."

Der Brief war mit einer flüchtigen Hand hingeworfen, und so wenig Bescheid Edwin in dergleichen Dingen auch mußte, er hatte die Empfindung, daß hier der Abschluß eines Liebesverhältnisses vorlag.

Er nahm das zweite Schreiben zur Hand; es war aus dem Badeort selbst datirt:

„Liebe Anna!

Du kommst mit Klagen, mit Eifersüchteleien, mit Drohungen! Well, ich will Dich nicht betrügen. Es ist nun einmal so, wie es in eurem schönen deutschen Liebesheißt: ‚Zum Schlusse kommt das Auseinandergeh'n.‘ Auch wir müssen auseinandergehen. Ich habe Dir nie von Heirath gesprochen, im Gegentheil, immer erklärt, nur eine reiche Parthie machen zu können. Du hast es für einen Scherz gehalten; in dem Lande, wo ich aufgewachsen bin, scherzt man mit solchen Dingen nicht. Heirath ist Geschäft, und ich habe mir das Ziel gesetzt, einen eigennütigen alten Prahler, der sich meinen Onkel nennt und mir und meiner Schwester die Kindheit verbittert hat, einmal gehörig abzukrafen. Das kann ich nur durch Geld, denn bei uns drüben gibt's kein anderes Mittel, zu belohnen und zu rächen. Ich habe schon einen Goldfisch, der mir dazu helfen soll. Ach, liebe Anna, wenn Du nicht so arm wärst, wie viel lieber wärst Du mir als die Andere! Das kann ich Dir zuschwören. Aber so geht es eben nicht. Sieh unsere Liebe als einen schönen Jugendtraum an und ergib Dich darein, daß die Jugend, die Liebe und das Leben nicht ewig wahren können. Ich habe allezeit aus unserer Liebe ein süßes Geheimniß gemacht, das ich still für mich bewahrte. Laß es uns als eine goldene Erinnerung in unser späteres Alter mitnehmen. Du wirst noch glücklich werden, und ich hoffe es ebenso von mir. Versuche nicht, mich abwendig machen zu wollen, indem Du mich hier auffuchst. Ein Rückwärts gibt es nicht für mich. Lebe

wohl — und laß es das letzte Lebewohl zwischen uns sein, um nicht immer wieder Deinen und meinen Schmerz zu erneuern. Sei glücklich! Dein R. S."

Edwin hatte, während er diese Briefe las, die eine so traurige Aufklärung brachten, die Empfindung, als hingen Mary's fieberhaft glänzende Augen an seinem Gesicht. Indem er die letzte Seite noch betrachtete, bemerkte er am Rande derselben einige mit Bleistift von einer weiblichen Hand in zitterigen Buchstaben niedergeschriebene Zeilen. Sie lauteten:

„Ich kann ohne ihn nicht leben. Sollte mir etwas zustößen, schick dies Medaillon mit meinen letzten Grüßen an Herrn Robert Settler, zur Zeit Viktoria-Hotel hier.

Anna Karsten."

Die Unglückliche — so hatte sie freiwillig vom Leben Abschied genommen! Das schwärmerische deutsche Mädchen war dem kaltherzigen Amerikaner hierher in's Bad gefolgt, in dem eitlen Wahn, daß ihre Liebe seinen Egoismus überwinden werde. Vielleicht hatte sie diese Zeilen geschrieben, die ihr Testament darstellten, indem sie sich mit der Hoffnung trog, daß doch noch ein Ausweg sei, vielleicht aber auch, da sie eingesehen, wie kalt und fest er all' ihrem Flehen und Jammern gegenüber blieb. Und dann hatte sie eine Gelegenheit benutzt, von der falschen Welt zu scheiden, eine Gelegenheit, die einer Verunglückung ähnlich war. Und er, obwohl ein rücksichtsloser und geldgieriger Streber, war doch ein Mann der That, und als er die Geliebte in den Wellen treiben sah, bedachte er sich keinen Augenblick, sein eigenes Leben einzusetzen, um sie zu retten.

Edwin stand noch immer stumm da. Was sollte er Mary sagen? Hier hatte das Verhängniß gewaltet, und es ziemte sich Ergebung. Er dachte daran, was wohl seine Mutter beginnen würde, wenn sie einmal erführe, daß er,

ihr Sohn, gehandelt haben könne wie Jener. Würde sie ihm fluchen oder würde sie verzeihen?

Er sah auf. Mary lag noch immer leicht ausgestreckt auf dem Sopha, die im Fieber glühenden Augen auf ihn gerichtet; er wollte etwas bemerken, aber das Erschrecken nahm ihm die Worte. Ihr ganzer Leib flog und plötzlich tönte ein Schrei durch das Zimmer, in welchem die ganze Qual einer Menschenseele zum Ausbruch kam.

Er hatte richten sollen, und in seinen Zügen hatte sie das Urtheil gelesen.

5.

Am anderen Morgen herrschte unter der Badegesellschaft eine lebhaftere Aufregung, denn es verbreitete sich das Gerücht, daß die reiche junge Amerikanerin schwer erkrankt sei. Fallenthin ließ sich mit Sohn und Tochter nicht an der Frühstückstafel sehen. Auch dieser Umstand entging der allgemeinen Beobachtung nicht und wurde lebhaft besprochen. Man hatte gefunden, daß der junge Herr Emil der hübschen, reichen Amerikanerin — reich mußte sie nun einmal sein — sehr auffällig den Hof mache; das Fernbleiben der Familie von der Gesellschaft bewies daher die Theilnahme, die sie für die Kranke an den Tag legte.

Um so mehr war man erstaunt, als der Großkaufmann am Abend mit Sohn und Tochter abdampfte. Man hörte, sie hätten sich sehr nach der Kranken erkundigt, auch die Hoffnung ausgesprochen, sie in Berlin wiederzusehen. Freilich, der Kranken wurde das Alles nicht gemeldet, denn sie lag im Bett und phantasirte.

Es war am Morgen Edwin's Erstes gewesen, den Arzt über Mary's Krankheit zu befragen. Dieser meinte, das heftige Erkältungsfieber werde wohl bei sorgsammer Behandlung bald wieder verschwinden, aber es sei augenscheinlich noch etwas Anderes bei dem Fräulein, eine geistige Er-

regung, die das Uebel verschlimmere. Sie wäre überhaupt besser bei Verwandten aufgehoben, die ihr Theilnahme bezeugen würden, als hier im Gasthose. Allein Chicago sei natürlich zu weit, und somit lasse sich nichts machen.

Was der Arzt geäußert hatte, empfand Edwin schon längst. Nicht allein körperliche Pflege that Mary noth, ihr verwundetes Gemüth bedurfte noch eines besonderen Heilmittels: warmer, tröstender und aufrichtender Liebe.

So viel Liebe für sie lag in seiner Seele; aber durfte er sie bieten? Seine Mutter mußte helfen. In einem langen Briefe sagte er dem treuen Mutterherzen Alles, Mary's Leid und sein eigenes, stilles Verzagen, und bat sie, mit dem nächsten Dampfer herüberzukommen.

Mary lag in dem Bett ihres Schlafzimmers in ihren Fieberphantasien, ohne zu wissen, ob es Tag oder Nacht sei. Dann aber war es ihr auf einmal, als habe sie die Empfindung von Licht und als bewegten sich in diesem Licht dunkle Schatten, welche sie langsam unterschied.

Eines Tages war Alles hell und freundlich um sie. Sie fühlte sich nur schwach, und indem sie aufblickte, sah sie in ein liebes, altes Gesicht, das sich über sie neigte, und aus sanften, blauen Augen strahlte ein so gütiger, zärtlicher Blick auf sie nieder, wie er ihr nie begegnet war.

„Wer sind Sie?“ fragte sie leise, und dann, sich an das aufwartende Mädchen wendend, das sie wiedererkannte, fuhr sie fort: „Ich war wohl krank?“

Eine Hand fuhr schmeichelnd über ihre Stirn. O wie wohl that diese Hand, so wohl wie die sanften, freundlichen Augen, die immer noch auf ihr ruhten. Wie eine wehe Erinnerung durchzog ihr Gemüth der Gedanke an die Mutter, die nur ihre ersten Kinderjahre hatte bewachen können, und Thränen traten ihr in die Augen.

Sie konnte bald aufstehen. Ihr Körper war genesen,

aber auf ihrer Seele lag noch ein dunkler Bann, eine ernste Melancholie.

Alein auch dieser Bann brach in der zärtlichen Milde der alten Dame. Mary fühlte, daß sie Edwin's Mutter Alles gestehen müsse, was sie bedrücke, und diesmal hatte sie die wahre Richterin gefunden.

„Mein liebes Kind, Ihre Liebe war nicht frei von Selbstsucht und Eitelkeit,“ sagte Frau Pilz, „und darum — nur darum fühlt sie sich so tief verletzt, daß der Bruder nicht so vollkommen war, wie Sie ihn liebten. Vielleicht, wenn Sie nachdenken, fragen Sie sich, ob Sie nicht schon oft ungerecht gegen Andere gewesen sind dieser Ihrer selbstsüchtigen Liebe wegen, die nur das Außerordentliche sah und ebenso das Außerordentliche verlangte.“

Mary war betroffen; sie dachte an Edwin. Hatte sie ihm nicht vom ersten Tage an Unrecht gethan und hatte sie sich nicht bethören lassen, ihn mit anderen Augen anzusehen, als es seine redliche Absicht verdiente? Sie dachte auch an die Unglückliche, der sie gezürnt hatte, weil sie die Schuld trug an dem Tode des Bruders.

„Was Ihr Bruder gethan hat,“ fuhr die alte Dame fort, „darüber richtet jetzt ein anderer Richter. Aber die Liebe, die ohne Selbstsucht ist, verzeiht und vergibt, sie hält sich nur an die Liebe, die ihr selbst zu Theil geworden ist.“

Das Wort schlug in Mary's Seele. Sie barg erschüttert ihr Haupt an der Brust der alten Frau, die es liebevoll streichelte.

„Weinen Sie, liebes Kind; Thränen bringen Ruhe und Erleichterung. Und dann lassen Sie uns Beide zum Grabe Ihres Bruders und dem der Armen gehen, die ihn nicht minder geliebt hat wie Sie selbst. Und dann gedenken Sie ihrer, als sei sie Ihre Schwester gewesen.“

Mary begleitete Frau Pilz und Edwin in die Hafenstadt. Die gute, alte Dame hatte nicht nachgelassen, in sie zu dringen, bis sie die Einladung annahm.

Ihr harmonisches Zusammenleben dauerte jedoch nicht länger als eine Woche. Dann traf von Herrn Sattler in Chicago ein Schreiben ein, in welchem Mary's sofortige Rückkehr verlangt wurde; es stehe wieder schlecht um die Tante, und es sei die höchste Zeit, daß Mary die Rückfahrt über den Ozean antrete.

Edwin war am Nachmittag gekommen, um die beiden Damen zu einem Spaziergang abzuholen. Er traf sie im Garten und nach der Begrüßung theilte ihm die Mutter die unwillkommene Nachricht mit. Gleich darauf suchte die alte Dame das Haus auf; sie mochte wohl ihren Grund haben, die Beiden allein zu lassen.

Edwin sah die Stunde gekommen, wo er sprechen mußte. Es galt, das Glück dauernd festzuhalten oder für immer von ihm zu scheiden. Und er sprach. Stoßend, mit gepreßtem Athem gestand er der Geliebten, was er für sie empfände.

Aber lebte noch eine Erinnerung an Klara's Einflüsterung in ihr? Sie stand stumm, den Blick der schönen Augen seitwärts gewandt.

„Ich sehe, daß ich Ihnen weh thue, Fräulein Mary,“ sagte er leise, „verzeihen Sie mir, daß mein Herz mächtiger war als meine Ueberlegung.“

„O nein, nein!“ stammelte sie. „Sie irren sich. Ich weiß nur nicht, wie ich — ein armes, verwaistes Mädchen —“ sie stockte. Aber aus ihren schönen Augen traf ihn ein Strahl liebender Weiblichkeit, und da war er auch auf sie zugesprungen, seine Arme umfingen sie, und als die Mutter in der Thür ihres Hauses wieder erschien, sah sie mit dem Lächeln des Glücks ein Brautpaar auf sich zukommen. - -

Mary reiste trotzdem nach Amerika. Die Pflicht rief

sie zur Tante, doch schon vier Monate später traf sie wieder ein. Herr Settler hatte seine Frau durch den Tod verloren.

Die Verlobung Edwin's mit der „reichen“ Amerikanerin erregte großes Aufsehen und man begriff nicht, warum er nach seiner Verheirathung seine abhängige Stellung nicht aufgab und eine eigene Firma errichtete. Edwin sagte es aber Niemand, was es mit dem Reichthum seiner Frau für eine Bewandniß habe — lag derselbe doch allein in ihrem schönen Herzen und ihrem klaren Geiste.





Das „armenische Palmyra“.

Bilder aus der Königsstadt Ani. Von Hans Gerstner.

Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Armenien, wo an dem riesigen Markstein des Ararat die Grenzen Rußlands, Persiens und der Türkei zusammenstoßen, stellt eine Art politischen Wetterwinkels dar. Schon vor Jahren haben die Großmächte eine Verbesserung der Lage der dortigen christlichen Bevölkerung als nothwendig erkannt und sind in die Pforte gedrungen, eine solche herbeizuführen. Wie gewöhnlich hat die türkische Regierung Reformen versprochen, ihre Durchführung aber verschleppt. Neuerdings sind nun in Armenien, wo die allgemeine Unzufriedenheit sich immerwährend gesteigert hat, bedrohliche Unruhen entstanden. In Erzerum, Erzingham und Akhissar wurden Armenier todtgeschlagen und ihr Besitz geplündert, andererseits kam es zu Angriffen auf türkische Garnisonen. Die Pforte behauptet nun, die Armenier hätten das Signal zu den gegenseitigen Kämpfen gegeben, während diese und ihre Freunde alle Schuld den türkischen Soldaten und Polizisten zuwälzen. Einem armenischen „Putsch“ in Konstantinopel folgte der große Börsenkrach, dann kamen wiederum Nachrichten von neuen Meutereien und Unruhen in Anatolien. Die Großmächte sahen sich

zu erneuten dringenden Vorstellungen bei der Pforte und zur Entsendung von Kriegsschiffen veranlaßt, so daß das osmanische Reich infolge der armenischen Wirren gegenwärtig eine Krisis durchmacht, wie es sie gefahrdrohender kaum jemals erlebt hat.



Arpatschai-Schlucht mit dem Burgfels.

Alle diese Vorgänge lenken die Aufmerksamkeit auf jenes Land und seine Bewohner, die ein höchst interessantes Glied der iranischen Gruppe des indogermanischen Völkertammes bilden, aber infolge der politischen Schicksale ihres Landes über ganz Vorder- und Mittelasien bis nach China, sowie über die Küstenländer des Mittelmeeres zerstreut sind.

Wir bezeichnen mit dem Namen Armenien jene großartige Hochlandsmasse, die sich im Osten der anatolischen Halbinsel zwischen der transkaukasischen Niederung und den Thälern des östlichen Euphrat und des Aras (Araxes) bis zum Kaspischen Meere aufbaut. Hier war das Land, wo nach dem biblischen Bericht Noah mit den Seinen nach der Sintfluth die neue Heimath begründete. Später



Hauptthor des äußeren Walles (von innen).

wurde es der große Knotenpunkt, die Völkerstraße für die alten Weltreiche. Auf armenischem Boden wurden die Kämpfe zwischen Assyriern und Medern, zwischen Medern und Persern und zwischen Persern und Griechen ausgefochten; hier war das Schlachtfeld der Römer und Parther.

Nachdem Armenien christlich geworden war, wurde es 387 zwischen Byzanz und Persien getheilt, in den Kämpfen zwischen den Arabern und dem byzantinischen Reiche furchtbar verheert, und verblieb schließlich den Khalifen, bis es den

Armenier Aschot, aus der Familie der Bagratiden, gelang, ein erbliches nationales Königthum zu errichten, das bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts bestand.

Hierauf errangen die Byzantiner die Herrschaft in dem Lande, das unter den Mongolenzügen schwer zu leiden hatte; dann begannen Kurden, Perser und Osmanen sich in und um Armenien zu besehlen. Als Mitbewerber trat in neuerer Zeit auch Rußland auf, das seit dem russisch-persischen Kriege von 1829 und dem russisch-türkischen von 1878 sich Theile Armeniens einverleibte, und gegenwärtig ist das Land ziemlich gleichmäßig zwischen Rußland und der Türkei getheilt; einen kleinen Bezirk hat auch Persien inne.

Diese wechsel- und unglücksvolle Geschichte des armenischen Volkes hat zur Folge gehabt, daß es — ähnlich wie die Juden — nur noch als ein geringer Bruchtheil der dortigen Bevölkerung das eigentliche Heimathland bewohnt und im Uebrigen weit in der Fremde zerstreut lebt. Die Armenier haben aber selbst unter dem Drucke jahrhundertelanger Knechtschaft das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit zäh festgehalten. Wo immer Armenier weilen mögen, bleiben ihre Blicke nach dem auf russischem Gebiete gelegenen Kloster Etschmiazin gerichtet, in dem ihr Nationalheiliger, Gregor der Erleuchter, begraben ist, und der Katholikos, das Oberhaupt der armenischen Christen, seinen Sitz hat.

Nicht minder verehrungswürdig aber erscheint ihnen das gleich der uralten Sonnenstadt Palmyra durch Sage und Dichtung vielfach verherrlichte Trümmersfeld von Ani, der einstigen Residenz ihrer letzten nationalen Könige. Erforscht und photographisch aufgenommen wurden diese Ruinen in neuerer Zeit hauptsächlich durch D. Kurdjian, einen ehemaligen russischen Offizier von armenischer Abstammung, nach dessen Photographien unsere Illustrationen gefertigt wurden.

Ani, die einstmalige armenische Königsstadt, liegt im jetzigen russischen Armenien etwa 40 Kilometer südlich von der Festung Alexandropol am Arpatschai (Aghourian) zwischen hohen Felswänden. Im 5. Jahrhundert n. Chr. befand sich auf dieser Stelle ein kleines Fort, das im 8. Jahrhundert von einem armenischen Fürsten aus der oben schon erwähnten Dynastie der Bagratiden zur Aufbewahrung seiner Schätze und 961 von den Nachkommen zur Residenz erwählt wurde. Nun wurde Ani erweitert, befestigt und mit Palästen und



Äußere Ansicht des Doppelmales.

Kirchen geschmückt und soll bereits im 11. Jahrhundert — nach einer jedoch zweifellos übertriebenen Angabe — hunderttausend Einwohner und tausend Kirchen gehabt haben.

1046 eroberte der Byzantiner Konstantin Monomach die Stadt; später fiel sie in die Gewalt der Selbshuken und dann in die der kurdischen Beni-Scheddas. In dem Zeitraum von 1124 bis 1209 wurde sie nicht weniger als fünfmal von den Georgiern erobert, 1239 von den Mongolen zerstört, die auch alle Einwohner niedermachten; 1319 vollendete ein Erdbeben die Verwüstung, doch war Ani noch 1344 Sitz des Emirs Muchiran aus dem persischen Herrschergeschlecht der Hulagiden. Damit hört dann die letzte beglaubigte Kunde über das Schicksal der Königsstadt auf.



Relief (Königin) am inneren Wall.

Gegenwärtig besitzt diese äußerst interessante Ruinenstätte die Gestalt eines beinahe gleichseitigen Dreiecks, dessen ungefähr $4\frac{1}{2}$ Kilometer breite Basis gegen Nordosten liegt. Längs der ganzen Ostseite fließt der Arpatschai in einer etwa 60 Meter tiefen Schlucht dahin, während die Westseite durch eine nicht minder tiefe Schlucht mit steilen Mändern gedeckt ist. Wo Strom und Schlucht, welche die je ein Kilometer langen Schenkel des Stadtdreiecks bilden, sich treffen, erhebt sich ein hochragender Felsen, auf dem die älteste Burg lag, unter deren Schutz allmählig die Königsstadt heranwuchs.

König Nschot III., der 961 dort seine Residenz aufschlug, und sein Nachfolger Sembat schlossen die bis dahin offene Nordostseite durch eine mächtige Umwallung, die von dem Flusse bis zur Schlucht reichte, und mit den gewaltigsten Römerwerken dieser Art verglichen werden

kann. Sie besteht aus einem mit Quadern verkleideten Doppelwall, durch den drei Thore führen. In ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen erheben sich vorspringende Rundthürme, welche gleichzeitig der Besatzung als Unterkunftsräume dienten und in denen verschiedene Gefässe als Kapellen eingerichtet waren.

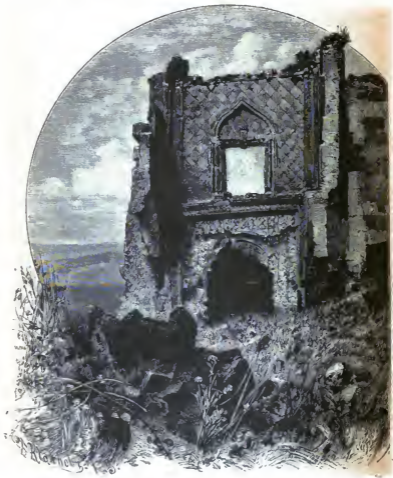
Das Mauerwerk der beiden, parallel laufenden und etwa zehn Schritte voneinander entfernten Wälle ist sehr



Wallpartie mit Resten der königlichen Bäder.

sorgfältig ausgeführt. Hier und da sind durch farbige Schichten des Mauerwerkes Bandverzierungen angebracht, Reliefs (namentlich Thiergehalten darstellend), Kreuze und Inschriften eingefügt. Aus letzteren geht hervor, daß armenische Große, wohlhabende Bürger von Ani, ja selbst Frauen einzelne Thürme auf ihre Kosten haben errichten lassen. Das Riesenbollwerk, $1\frac{1}{2}$ Kilometer lang und fast geradlinig sich von Osten nach Westen erstreckend, ist bis auf einzelne Breschen im Ganzen noch wohl erhalten und macht mit seinen, sich malerisch von der kahlen Ebene abhebenden Umrißlinien einen wahrhaft imponirenden Eindruck.

Neben der Befestigung der offenen Stadtfront wurde aber auch nicht vergessen, die durch natürliche Hindernisse bereits sehr schwer zugänglichen beiden Flanken durch



Thor am Königspalast.

künstliche Mittel noch zu verstärken. Die nach dem Flusse und der Schlucht abfallenden steilen Ränder wurden mit einer Reihe sturmfreier Festungswerke besetzt, die unter einander wenigstens theilweise mittelst unterirdischer Gänge

und überwölbter Stiegen verbunden waren. Am Fuße des Burgfelsens dürfte eine quer über die Landzunge laufende Linie von Werken einen inneren Bertheidigungsabschnitt gebildet haben; als Citadelle und Reduit diente das Felsenloß selbst, von dessen Befestigungen freilich nur noch mächtige Trümmerhaufen Kunde geben.

Tritt man durch das mittlere Thor der Umwallung in das Innere der Ruinenstätte, so sieht man aus der baumlosen Ebene, die im Osten den Ararat in bläulicher



Saal des Kronrathes.

Ferne gewahren läßt, während sie nach Süden von dem schroff aufsteigenden Burgfelsens beherrscht wird, sich die ehrwürdigen Reste von vielleicht einem halben Duzend Kirchen, verschiedenen größeren Profanbauten und dann zahlreiche Trümmerhaufen unbestimmten architektonischen Charakters erheben. Wer unbefangenen Auges prüft, wird sehr bald sich darüber klar werden, daß die tausend Kirchen und hunderttausend ehemaligen Einwohner von Ani eben nur eine Sage sind: das eigentliche Stadtgebiet umfaßt einen Flächenraum von nicht mehr als einem Quadratkilometer,

auf dem höchstens vierzig- bis fünfzigtausend Menschen gewohnt haben können. Auch die thatsächlich vorhandenen Bauten haben mit Ausnahme der Festungswerke ziem-



St. Peterkirche.

lich bescheidene Abmessungen, und Ani erscheint uns in dem Lichte nüchterner Forschung ganz und gar nicht als ein prunkender Herrscheritz eines mächtigen und weithin gebietenden orientalischen Herrscherge- schlechts, als den ihn die patriotischen Uebertreibungen und dichterischen Ausschmückungen armenischer Autoren erscheinen lassen möchten. Es kann keinen weiteren Ruhm beanspruchen, als von 961 bis 1045 die Residenz von fünf halbsoveränen Kleinkönigen aus dem Geschlecht der Bagratiden gewesen



Inneres der Kathedrale.

Aber auch so, wie sie thatsächlich sind, erregen die Ruinen von Ani durch ihr Alter und ihre melancholische Schönheit Interesse genug. In allen zeigt der Styl eine Mischung von byzantinischen und orientalischen Formen, wobei der Einfluß von Byzanz in Bezug auf die Konstruktion maßgebend erscheint, während nur Ornament und Dekoration im Wesentlichen orientalisches sind. Was die Benennungen der Hauptbaulichkeiten betrifft, so erscheinen diese vielfach willkürlich, da die daran vorhandenen Inschriften (es gibt deren im Ganzen 127 in armenischer, arabischer, persischer und georgischer Sprache) nur in einzelnen Fällen die Bestimmung und Entstehungszeit verrathen. Bei den altarmenischen Schriftstellern erhält man auch nicht genügende Aufklärung, und eine örtliche Uebersetzung ist nicht vorhanden, da Ani schon seit Jahrhunderten unbewohnt. Nicht einmal in seiner Umgebung wohnen noch Armenier, an deren Stelle vielmehr Kurden und Türken sich angesiedelt haben.

So mag es gleich als zweifelhaft gelten, ob die im maurisch-sarazenischen Styl gehaltene Fassade eines Profanbaues mit bemerkenswerthem Thor wirklich ein Ueberrest des Königsschlusses ist. Letzteres wird man doch wohl kaum, wie es hier der Fall, unmittelbar an die Stadtmauer gestellt haben, was den Aufenthalt bei jeder Belagerung höchst gefährdet machen mußte. Wenn das Gebäude aber auch nicht die Königsresidenz gewesen ist, so läßt sein Umfang und seine reiche Ausschmückung darauf schließen, daß es mindestens einer der ersten Sarrapenfamilien als Wohnstätte gedient haben muß. Unmittelbar am Rande der Steilschlucht liegt ein ziemlich wohlerhaltener Bau, den man als Saal des Kronrathes bezeichnet, und der nachträglich in eine Moschee verwandelt worden ist. Ein 33 Meter hohes Minaret steht daneben, das noch besteigbar ist und einen herrlichen Ausblick auf

das ganze Ruinenfeld ermöglicht. Fast ganz in Trümmer zerfallen ist eine Palastruine, genannt: das Schloß der Bahlaviden, eines Seitenzweiges der parthisch-persischen Arsaciden, die von der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. bis 428 n. Chr. in Armenien herrschten. Die berühmtesten



Portal an der Kathedrale.

Regenten dieser Dynastie waren Tigranes der Große und Terdat der Große, der sich im Jahre 302 durch den heiligen Gregor taufen ließ und dann das Christenthum unter den Armeniern einführte.

Neben den Festungswerken und Brückenresten sind dies die einzigen Profanbauten, welche sich unter den Trümmern erkennen lassen, und wir können nunmehr zu den kirch-

lichen übergehen, welche die werthvollsten Reliquien Anis darstellen. Dem Range nach obenan steht darunter die Kathedrale, welche nur 32 Meter in der Länge und 20 Meter in der Breite mißt, aber durch ihre harmonischen Verhältnisse und schlank aufstrebenden Säulenbündel erheblich größer erscheint. Sie wurde unter Sembad dem Eroberer begonnen und dann 1010 durch die Königin Gutramide, Gemahlin Gagic' I., ausgebaut. Die Kathedrale ist ein byzantinischer Centralbau mit einer erhöhten Kuppel über der Vierung und drei kräftig gegliederten Portalen; von hohem kulturgeschichtlichen Interesse sind zahlreiche Inschriften.

Im gleichen Style ist die um 1215 von einem armenischen Großen gestiftete Muttergotteskirche gebaut. Im Aeußeren gut erhalten, hat sie im Innern gleichfalls sehr wohl erhaltene Fresken byzantinischen Styles aufzuweisen, Christi Einzug in Jerusalem, Maria am Grabe Jesu und andere biblische Scenen darstellend, und vorzüglich ausgeführte Skulpturen von Thieren und Vögeln. Beinahe völlig zerfallen ist das anstoßende St. Gregorskloster.

Nicht weit entfernt liegen am Wall die Reste der königlichen Bäder und am Ostende der Stadt ein zierliches Kuppelmuseum mit kreuzförmigem Grundriß, von dem aus man einen Theil der Arpatschar-Schlucht überblickt. In ihren Uferhängen wie auch in den Steilhängen der westlichen Schlucht hat man zahlreiche, in den Tuffstein der Wände gegrabene Grotten entdeckt. Sie scheinen als Wohnstätten gedient zu haben, aber welchem Volke diese Troglodyten oder Höhlenbewohner angehörten und um welche Zeit sie sich dort eingenistet haben, das wird wohl für immer ein Räthsel bleiben, da die seit der Mitte des 14. Jahrhunderts aufgehörenden geschichtlichen Quellen über Ani nichts davon enthalten.

Ein sehr charakteristischer, gedrungener und in seinem

feierlichen Ernste höchst eindrucksvoller Bau ist die St. Peterskirche, die jedoch bis zum oberen Thürgefims im Schutte



Mullergotterkirche und St. Gregorkloster.

steht. Sie ist wahrscheinlich das Mausoleum eines armenischen Großen, und ein Gegenstück dazu bildet das Mausoleum des heiligen Gregor Abugharamautz, ein

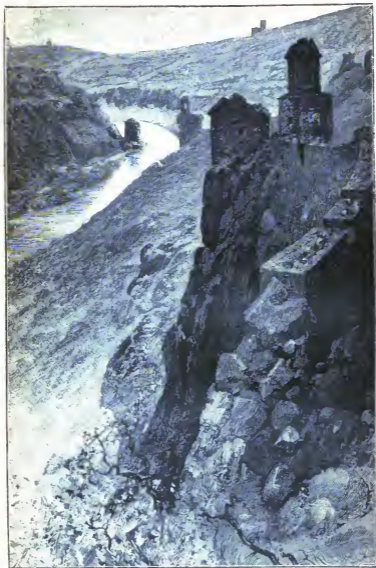


Grabskapelle des heil. Gregor
Nbugharamank.

achteckiger Unterbau, auf dem sich ein runder, von zehn Fensterschlitzen durchbrochener Oberbau mit konischer Kuppel erhebt. König Gagic I. († 1020) ist der Erbauer gewesen; in die gleiche Zeit dürfte auch die Errichtung einer angeblichen Grabkammer der königlichen Kinder auf dem Burgfels fallen, wo sich außerdem die gut erhaltenen Reste eines Klosters befinden.

Das Trümmerfeld von Ani bedeckt gleich einem ungeheuren Leichentuche eine hohe, im Durchschnitt 3 bis

4 Meter mächtige Schutthülle. Die Hut der interessanten Ruinen ist Seitens der russischen Regierung vorläufig einem Popen anvertraut, der nebst einigen Tscherkessen in einer Blockhütte haust, aber es wäre dringend zu wünschen, daß recht bald zu planmäßigen Konservierungs- und Restaurationsarbeiten geschritten werden möge, die ohne Zweifel noch zahlreiche



Arpatschaj-Zchlucht und Troglodyten-Grotte.

wichtige Funde zu Tage fördern werden. Es ist ein melancholisch stimmendes Bild der Verwüstung und des Verfallens, welches die einstmalige Königsstadt dem Be-

sucher gewährt. Seit fünf Jahrhunderten bereits weiden die Heerden der Kurden und Türken auf den malerischen Trümmern der altarmenischen Königsstadt, die den Armeniern wie von einem verklärenden Glanze umwoben scheinen, weil dort die letzten nationalen Herrscher ihres Volkes residirt haben.

Allerdings warf sich, als 1079 der letzte Bagratidenkönig von den Byzantinern ermordet wurde, Ruben, einer seiner Verwandten, mit seinem Anhange in das taurische Gebirge und nach Cilicien hinüber, wo schon vorher viele Armenier vor den Türken und Persern Zuflucht gesucht hatten. Es gelang ihm auch, die Griechen zu vertreiben und im Taurus und in Cilicien ein von Byzanz unabhängiges neuarmenisches Reich aufzurichten. Dieses bildete unter den Rubeniden zur Zeit der Kreuzzüge einen beachtenswerthen christlichen Machtfaktor mitten unter mohammedanischen Staaten. 1198 nahm der Rubenide Leo II. mit Genehmigung des deutschen Kaisers Heinrich VI. die Königswürde an und ließ sich in Sis krönen; die Rubeniden verschwägerten sich dann mit zu Herrschern emporgestiegenen Kreuzfahrerfamilien, namentlich mit den Lusignans von Cypern, jedoch sollte die Herrlichkeit dieses armenischen Königreiches nicht lange dauern, denn bereits 1375 erlag es dem Angriff des ägyptischen Sultans Schaban.

Der letzte König Leo VI., aus dem Geschlecht der Lusignan, dem Königshause von Cypern, der noch mütterlicherseits von den Rubeniden stammte, fiel in ägyptische Gefangenschaft und begab sich nach seiner Freilassung nach Paris, wo er 1393 starb. Mit dem Jahre 1375 aber ist Armenien aus der Reihe der Staaten verschwunden. Die Kopfzahl des ganzen, mit Vorliebe und besonderer Befähigung Handel treibenden Volkes mag vielleicht zweieinhalb Millionen betragen, von denen in Armenien selbst noch etwa eine Million wohnt, während der Rest über

Anatolien und die übrigen türkischen Gebiete in Asien, Europa und Afrika, über Oesterreich, Rußland, Persien, Indien und andere Länder verbreitet ist.

Bei den gegenwärtigen Unruhen handelt es sich um die unter türkischer Herrschaft lebenden Armenier, und es ist wohl als unzweifelhaft anzusehen, daß die unsäglich schlechte Verwaltung die Hauptschuld an den dortigen Wirren trägt, mögen auch immerhin aus dem Auslande kommende heßerische Mächenschaften das Feuer geschürt haben. Mittlerweile ist nun aus der armenischen Frage bereits eine orientalische geworden, deren weiterer Entwicklung Alles mit erklärlicher Spannung entgegen sieht.





Schließzeug.

Kriminalistische Skizze von **H. Oskar Klausmann.**

Mit 11 Illustrationen.

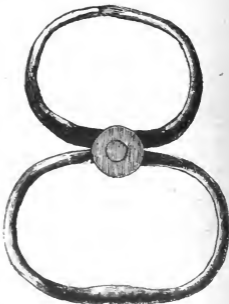
(Nachdruck verboten.)

Wie der zunftmäßige Verbrecher besonderes „Handwerkszeug“ besitzt, mit dem er seine oft unsere Bewunderung herausfordernden verbrecherischen Thaten begeht, so hat auch die den Verbrecher befehldende Kriminalpolizei verschiedene Geräthe, unter welchen das sogenannte Schließzeug die erste Stelle einnimmt. Mit dem Fachausdruck „Schließzeug“ bezeichnet man die Handschellen, die nicht nur in der Wirklichkeit, sondern auch in den meisten Kriminalromanen eine große Rolle spielen.

Diese Fesselungsinstrumente sehen auf eine viele Jahrhunderte alte Geschichte zurück. Sie waren schon im Alterthum bekannt. Zwei eiserne Ringe, die miteinander durch eine Kette verbunden waren, dienten als Handschellen bei den Griechen, Römern und Karthagern. Bei Anfang eines Feldzugs, insbesondere wenn man hoffte, in der Schlacht recht viele Gefangene zu machen, welche bekanntlich alle in die Sklaverei verkauft wurden, führten die Heere zuweilen ganze Wagenladungen von Handschellen mit sich, um sie für den Fall des Sieges sofort zur Hand zu haben. Es ist daher sicher, daß man auch gefangenen Verbrechern Handschellen anlegte.

Die Kriminalistik ist jedoch auf diesem Gebiete nicht stehen geblieben. Die Handschellen sind fortwährend verbessert worden, noch heute beschäftigen sich Kriminalisten, Schlosser und Techniker mit der Erfindung neuer Arten, und Amerikaner und Engländer haben zum Theil höchst komplizirte Maschinen erfunden, von deren Einführung man in Deutschland wegen ihrer Kostspieligkeit abgesehen

hat. Handschellen legt man in allen civilisirten Ländern nur denjenigen Verbrechern an, welche sich zur Wehr gesetzt haben, oder von denen man annehmen muß, daß sie beim Transport einen Fluchtversuch machen werden. Je nachdem der Kriminalbeamte dem Verbrecher die Handschellen anlegt, hat er es in der Gewalt, dem Gefangenen seine Lage mehr oder weniger unange-



1. Der Schnapper.

nehm zu machen; ja durch rücksichtsloses Anziehen der Handschellen kann man einen Gefangenen geradezu foltern. Schweren Verbrechern fesselt man die Hände auf den Rücken. Selbst wenn die Handschellen so um die Handgelenke herum sitzen, daß sie nirgends einschneiden oder drücken, ist die Haltung der Arme, die durch die Handschellen erzwungen wird, eine sehr ermüdende, und schon nach einer Stunde staut sich das Blut darin derartig, daß an Stelle der Ermüdung Schmerzen treten, die fortwährend zunehmen. Kommt

noch dazu, daß der Kriminalbeamte den Gefangenen besonders „kurz“ geschlossen hat, so kann sich dies bis zu großer Qual steigern. Insbesondere Gefangene, welche lange Eisenbahnfahrten auf ihrem Transporte durchzumachen haben, beklagen sich sehr über das Fesseln der

Hände auf den Rücken, und gewöhnlich wird der wildeste Verbrecher zahm, wenn man ihm erst ein paar Stunden lang die Hände auf den Rücken gefesselt hat.

Wie wir aus den Modellen von Handschellen sehen, die man in den verschiedenen Staaten und Kulturländern verwendet, sind diese Werkzeuge von sehr mannigfaltiger Form und Konstruktion. In Südamerika, in Mexiko, auch in Irland und Schottland, wo man meist mit verzweifelten Verbrechern zu thun hat, sind zum



2. Der Zwicker.

Theil noch Instrumente in Gebrauch, die man fast für direkte Folterwerkzeuge halten könnte. Uebrigens bemüht man sich in allen Kulturländern, auch in dieser Hinsicht so schonend zu verfahren, als nur möglich.

Die mildere Art der Fesselung mit Handschellen wird dadurch angewendet, daß man dem Gefangenen die Hände vorn zusammenschließt. Diese Art des Schließens ist aber

keineswegs ungefährlich für den Transporteur oder den Begleiter des Gefangenen. Bei vorn geschlossenen Armen besitzt der Gefangene in den Handschellen eine furchtbare Waffe. Ein oft vorgekommener Fall ist, daß der Gefangene in der Absicht, sich zu befreien, seine mit den Handschellen bewaffneten Hände mit aller Kraft auf den Kopf seines Begleiters niedersinken ließ. Der Hieb mit den schweren, scharfkantigen Handschellen ist, falls der Verbrecher ein muskulöser Mann ist, meist ein so gewaltiger, daß bei dem Getroffenen Bewußtlosigkeit eintritt, wenn er nicht gar einen Schädelbruch davonträgt. Gefangene, denen man in der Zelle Schellen anlegt, weil sie sich an dem Wärter vergreifen, üben mit Vorliebe diese Praxis des Niederschlagens des sie auffuchenden Gefangenwärters mit den Handschellen, und es nützt kaum, daß man die beiden Handschellen, anstatt durch eine kurze Kette, durch einen eisernen Stab miteinander verbindet.



3. Der Dreher.

Bei dem Fesseln der Hände auf der Vorderseite des Körpers wird dem Gefangenen auch noch Gelegenheit geboten, seine Hände aus der das Gelenk fest umschließenden Schelle herauszuziehen, wenn er es nur versteht, den Handteller so zusammenzulegen, daß sich die Wurzel des Daumens und des kleinen Fingers direkt berühren. Natürlich wird

eine grobe, schwielige Arbeiterhand zu einer solchen Manipulation nicht geeignet sein. Viele Verbrecher haben aber außerordentlich feine, wohlgepflegte Hände, nicht nur aus Eitelkeit, sondern weil sie dieser feinen, gut erhaltenen Finger und Hände bei Ausübung des Verbrechens bedürfen. Wer jemals gesehen hat, wie Leute die Fertigkeit besitzen, durch Zusammenlegen der Hände diese mit Leichtigkeit aus den Ringen der Handschellen herauszuziehen, wird jedenfalls erstaunt sein.

Wer die Memoiren des unglücklichen Trend, des ehe-



4 Englische Handschellen.

maligen Freundes Friedrich's des Großen, gelesen hat, der bekanntlich wegen politischer Verbrechen oder, wie man behauptet, weil er der Liebhaber einer preussischen Prinzessin war, jahrelang in den Rasematten von Magdeburg saß, wird wissen, wie Trend es immer wieder fertig bekam, seine Hände aus den Handschellen herauszuziehen, um an seinem Befreiungswerk zu arbeiten und 12 und 15 Fuß starke Mauern zu durchbrechen. Um die nöthige Schmalheit der Hand zu erzielen, um ihre Fülle fortzubringen, hungerte er, bis seine Hände abmagerten, und dann zog er sie mit Leichtigkeit aus den Handschellen heraus

und steckte sie wieder in dieselben, wenn seine Fesselung revidirt wurde. Ein Verbrecher, der vielleicht auf dem Transport Gelegenheit zum Entspringen hat, scheut sich auch nicht davor, die Hand mit derartiger Gewalt aus der Handschelle herauszuziehen, daß Fesseln Haut und Fleisch an der Handschelle kleben bleiben.

Man fesselt, wie bereits erwähnt, den Verbrecher nur, wenn er fluchtverdächtig ist oder wenn der Verbrecher sich thätlich an seinem Transportern vergreift. Es liegt dem Kriminalbeamten viel daran, die öffentliche Aufmerksamkeit auf der Straße nicht zu erregen, wenn er einen Gefesseltentransportirt. In großen Städten würde es zum Beispiel sehr unange-

nehme Aufläufe geben, wenn ein Kriminalbeamter auf der Straße plötzlich einen lang gesuchten Verbrecher verhaftete und ihm Handschellen anlegte, um ihn nach der nächsten Polizeiwache zu bringen. Man hat deshalb Arten von Handschellen erfunden, die nur für eine Hand berechnet sind. Solche zeigen uns die Figuren 2 und 3. Endlich gibt es noch verschiedene Arten von Knebeln.

Bei dieser Art von Schließzeng wird nur ein Ring um das Handgelenk des Verbrechers gelegt und zwar um das Gelenk der rechten Hand. Den anderen Ring faßt



5. Einfachster Knebel.

der Kriminalbeamte und kann nun seinen Gefangenen sicher durch die Straßen führen, ohne daß Jemand von der Fesselung etwas merkt.

Nr. 1 ist ein englisches Modell und zwar der sogenannte Schnapper. Der kleinere Ring kann geöffnet und durch Zusammendrücken einer Feder, welche einschnappt, geschlossen werden. Der kleinere Ring kommt um das rechte Hand-



6. Französischer Ankel.

gelenk des Gefangenen; in den größeren Ring greift der Transporteur mit der linken Hand hinein.

Eine Verbesserung, die den Amerikanern zu verdanken ist, zeigt das Schließzeug der Abbildung 2, welches den Namen „der Zwickel“ führt. Auch hier spielen Federn in der Festhaltung des Schließzeugs eine große Rolle. Der Transporteur greift hier in den kleineren Ring, und der größere ist so konstruiert, daß, wenn der Gefangene, um sich zu befreien, an den Handschellen reißt und zerrt, die von dem kleineren Ring ausgehenden Hebel erst recht fest den großen Ring an das Handgelenk des Gefangenen pressen, ihn „zwickeln“. Auch der Dreher (Abbildung 3)

ist eine amerikanische Erfindung und Verbesserung. Es ist eine Kette, die man um das Handgelenk des Gefangenen herumdreht. An den beiden Enden der Kette befinden sich Handhaben, welche der Kriminalbeamte und Transporteur in die Hand nimmt. Ist der Gefangene widerspenstig, so kann ihm der Kriminalbeamte durch festes Zusammenziehen der Kette, die sich einschneidend um die Pulsadern legt, heftigen Schmerz verursachen und dadurch seinen Widerstand brechen.

Abbildung 4 zeigt uns eine ältere Art von Handschellen, die insbesondere in England zur Anwendung kommt. Sie sind beweglich durch das kurze Kettenglied, das die beiden Ringe miteinander verbindet. Diese Art von Handschellen, deren Ringe durch ihre eigenthüm-

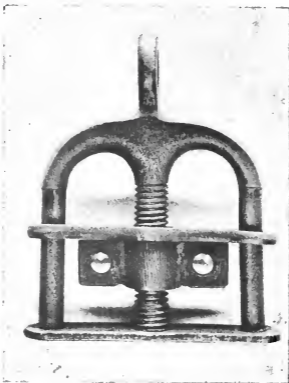


7. Doppelmenotte.

lich konstruirten Verschlüsse enger gemacht werden können, wird man aber wohl nur zum Schließen der Hände auf den Rücken verwenden können; für ein Vorneschließen wären diese Handschellen durchaus ungeeignet.

Das einfachste Schließzeug aber ist der in Figur 5 dargestellte Knebel, den man in Deutschland allgemein anwendet. Wir sehen hier eine sehr feste Schnur, welche um das rechte Handgelenk des Gefangenen gelegt wird. Die

Enden dieser Schnur wickelt der Kriminalbeamte um ein Querholz, das er in der linken Hand behält und durch dessen Hebelkraft er eine kolossale Gewalt über den rechten Arm des Gefangenen ausübt. Es hängt ganz und gar von dem Gefangenen ab, ob er sich Schmerzen bereiten



8. Französisches Schließzeug (Poucette).

will oder nicht. Geht er ruhig neben dem Transporteur, so hat er gar keine Schmerzen auszuhalten; versucht er sich aber loszureißen, dann schneidet die Schnur, an dessen Stelle man oft auch eine Darmsaite nimmt, tief in das Handgelenk ein und macht den Gefangenen darauf aufmerksam, daß seine Befreiungsversuche nicht nur unnütz, sondern auch sehr schmerzhaft sind.

Eine ähnliche Konstruktion, wie dieser einfache Knebel, hat der französische Knebel, der auf Abbildung 6 dargestellt ist. Die Darmsaite oder Schnur ist hier durch eine eigenartig konstruierte Kette ersetzt, an deren Enden sich ebenfalls Querhölzer befinden. Die Anwendung dieser Handschelle erfolgt genau wie bei dem deutschen Knebel.

Ein Mittelglied zwischen dem Knebel und der gewöhnlichen Handschelle bildet die Doppelmenotte, die auf Abbildung 7 dargestellt, und ebenfalls eine französische Erfindung ist. Wir sehen, die Kette ist auffallend lang und hat an jedem Ende ein starkes Vorlegeschloß. Dieses Instrument dient dazu, die Arme auf dem Rücken zu fesseln. Die beiden durch die Enden der Kette gebildeten Ringe legt man aber nicht um die Handgelenke, sondern um die Oberarme dicht über den Ellbogen. Die Arme sind also auf dem



9. Mégitanisches Schließzeug.

Rücken befestigt. Der Gefangene kann aber noch die Hände gebrauchen, wenn auch in sehr beschränktem Maße. Die Franzosen verwenden diese Art des Schließzeugs beim überseeischen Transport von Gefangenen nach Deportationskolonien. Dieses nur auf Schiffen angewendete Schließzeug ermöglicht es dem Gefangenen, sich mit den beweglich bleibenden Händen hier und dort festzuhalten, falls bei unruhiger See das Schiff hin und her schwankt.

Nr. 8 ist die Abbildung eines französischen Instrumentes, einer Handschelle mit Schraubenspindel und Schrauben-

flügel. Am oberen Theil der Handschelle sehen wir einen Ring, durch welchen der Transporteur noch eine Kette oder einen Strick ziehen kann. Auch mit diesen Handschellen werden die Hände auf den Rücken gefesselt, und durch den



10. Amerikanische Handschelle (offen).



11. Amerikanische Handschellen (geschlossen).

weil die Eisenstreifen, die das Gelenk umgeben, sehr dünn sind, ist das auf Abbildung 9 gezeigte merikanische Schließzeug. Die merikanischen Kriminalbeamten, die sehr viel mit „Desperados“, das heißt mit verzweifeltsten Verbrechern zu

Strick oder die Kette, die durch den Ring gezogen wird, kann man es ermöglichen, daß ein Mann mehrere Gefangene zugleich eskortirt, ohne daß diese die Möglichkeit hätten, auf ein verabredetes Zeichen auseinander zu laufen.

Ähnlich, aber höchstwahrscheinlich äußerst schmerzhaft,

thum haben, mit Mördern, Räubern, mit dem Gefindel, das sich in den Wildnissen und den Silberminen ansammelt, sind gezwungen, für ihre eigene Sicherheit zu sorgen und wenig Rücksicht auf die Gefangenen zu nehmen.

Für besonders schwere Verbrecher hat man endlich in Amerika ein Schließzeug erfunden, das auf Abbildung 10 und 11 in geöffnetem und in geschlossenem Zustand dargestellt ist. Auch diese Handschellenart gestattet die Verschiebung der Ringe nach der Stärke des Handgelenks und das Verschließen jedes einzelnen Handringes vermittelt einen Schlüssel. Auch diese Art von Handschellen kann man nur dazu verwenden, um die Hände des Verbrechers auf dem Rücken zu fesseln, und zwar nur auf dem Transporte. Legte man in der Zelle einem Gefangenen diese Handschellen an, so würde der Verbrecher durch energisches Aufschlagen auf einen harten Gegenstand sehr bald das Schloß zersprengen. In Fällen, in denen in einer Zelle einem Gefangenen dauernd Handschellen angelegt werden müssen, verwendet man am besten Verschlussnieten, welche heiß durch die Ringe der Handschelle gesteckt und dann umgebogen und breitgeschlagen werden.

Wie Handschellen aber auch immer beschaffen sein mögen, stets macht es Schwierigkeiten und erfordert große Übung, sie einem widerspenstigen und kräftigen Gefangenen anzulegen. Die meisten Erzählungen von Fällen, in denen der sündige Detektiv wie durch Zauber dem kühnen Räuber trotz seines Sträubens die Handschellen „blitzschnell überstreift“, stimmen nicht mit der Wirklichkeit überein.





Im Kriegsministerium.

Ein Beitrag zur Kenntniß unseres Heerwesens.

Von Hr. Myers.

(Nachdruck verboten.)

Mit Stolz nennen wir Deutsche uns „das Volk in Waffen“, und durch die systematische Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht findet man im ganzen Lande große Sympathien für die Armee und ein lebhaftes Interesse für alle Heereseinrichtungen. Dieses Interesse erstreckt sich vorwiegend aber nur auf Aeußerlichkeiten. Jedermann sucht sich über Uniformen, Gradsabzeichen, Garnisonsorte und dergleichen möglichst genau zu unterrichten, wenn es sich dagegen um innere Einrichtungen der Armee handelt, findet man selbst im gebildeten Publikum oft sehr wenig Kenntniß. Das allerwichtigste Kapitel aus dem Gebiete unseres Heerwesens: das der Verwaltung und Bewirthschaftung dieses ungeheuren Militärkörpers, ist sogar fast ausnahmslos für den Laien ein Buch mit sieben Siegeln.

Und doch handelt es sich um eine aktive Armee von mehr als einer halben Million Köpfen und fast hunderttausend Pferden, doch handelt es sich um jährliche Ausgaben von mehr als 600 Millionen Mark, denen nur eine Einnahme von 10 Millionen gegenübersteht. Wie wird dieses ungeheure Geld verwendet? In welcher Weise werden

alle die Arbeiten verrichtet, die Vorsorgen getroffen, um die halbe Million Krieger mit ihren Roffen zu verpflegen, unterzubringen, zu besolden, auszubilden, schlagfertig und kriegstüchtig zu erhalten, und die ganze Wehrkraft des Landes, welche jetzt nöthigenfalls drei Millionen Krieger beträgt, im Ernstfalle zur sofortigen Verwendung zur Hand zu haben?

Wohl weiß man im Lande, daß wir jederzeit zu einem Kriege gerüstet sind, wenn es sein muß, sogar zu einem Kriege, der gegen zwei Angreifer geführt werden müßte. Wohl weiß man im Volke, daß die ungeheuren Summen, die für die Armee durch die Steuerzahler aufgebracht werden müssen, nicht verschleudert werden, sondern daß mit Gewissenhaftigkeit und Sparsamkeit alle Ausgaben, die nicht unumgänglich nothwendig sind, unterlassen werden. Interessiren aber wird es doch lebhaft, besonders die früheren Soldaten, Näheres über die Verwendung der Millionen und auch über die Einzelheiten der Heeresverwaltung in den nachfolgenden Zeilen zu erfahren. Auch dem Laien wird ein Licht über die Riesengröße unseres Heeres und seine Schlagfertigkeit aus den nachfolgenden skizzenhaften Andeutungen aufgehen. Bemerket mag gleich im Voraus werden, daß alle Daten, die hier gegeben werden, die neuesten und durchaus authentische sind und sich auf das Etatsjahr 1895/96 beziehen.

Die Verwaltung und Organisation der Streitkräfte ruht in allen Kulturländern in den Händen einer besonderen Behörde, des Kriegs- oder Vertheidigungsministeriums. Dieses allein sorgt für Truppen, Festungen und Waffen, für den Friedenszustand der Armee und für alle Vorbereitungen zu einem Kriege. Es muß hier sofort auf einen Irrthum aufmerksam gemacht werden, dem man sehr häufig begegnet, das ist die Verwechslung des Kriegsministeriums mit dem „Großen Generalstab“. Man ist es

aus der Zeit des großen Strategen Moltke her im Publikum gewöhnt, den Chef des Generalstabes der Armee für diejenige Person zu halten, welche die Armee schlagfertig erhält und alle Vorbereitungen für den Krieg trifft. Diese Aufsicht ist nur zum Theil begründet.

Der Generalstab einer Armee ist allerdings dazu da, um die kriegerische Thätigkeit der Armee vorzubereiten, aber er thut dies nicht, indem er sich um die Verwaltung des Heeres kümmert, sondern durch die Pflege der kriegswissenschaftlichen Bildung überhaupt, durch das Studium und die Bearbeitung der Kriegsgeschichte, durch das Sammeln von Nachrichten und statistischem Material über die fremden Heere und die verschiedenen Kriegsschauplätze, durch die Kartenlegung, Untersuchung und Beschreibung des eigenen Landes, durch die Ausbildung von Offizieren für die höhere Truppenführung und den Generalstabsdienst, vor Allem aber durch das Entwerfen und Ausarbeiten der Mobilisierungspläne und der Anweisungen für die Zusammenziehung der Armee in dem Augenblicke, in dem der Krieg erklärt ist.

Jede andere Thätigkeit, die nothwendig ist, um eine Armee zu allen Zeiten schlagfertig und leistungsfähig zu erhalten, ist lediglich Sache des Kriegsministeriums.

Das deutsche Heer wird von vier Kriegsministerien verwaltet, dem preussischen, dem bayrischen, dem württembergischen und dem sächsischen. Das weitaus größte von ihnen ist das preussische, welches 17,659 Offiziere, 60,441 Unteroffiziere, 371,278 Gemeine, also genau 85 Prozent des deutschen Heeres zu versorgen hat, und welchem nicht nur die Verwaltung der preussischen, sondern auch der badischen und hessischen Militäraangelegenheiten und die Sorge für die Kontingente der kleineren Bundesstaaten übertragen ist. Außerdem führt dieses Institut noch verschiedene Geschäfte für gemeinsame Rechnung aller deutschen Bundesstaaten

mit Einschluß von Bayern, Sachsen und Württemberg, zum Beispiel für Elsaß-Lothringen.

Ein ganzes Stadtviertel bedeckt dieses Ministerium in Berlin an der Ecke der Wilhelm- und Leipzigerstraße, aber in den Tausenden von Zimmern ist nur ein Theil der Heeresverwaltung untergebracht. Hier befinden sich nur die Centralabtheilung und die drei großen Departements, in welche die Armeeverwaltung eingetheilt wird: das Allgemeine Kriegsdepartement, das Militärökonomie-departement und das Departement für das Invalidenwesen, außerdem die Unterabtheilungen: Waffendepartement, Remontierungsabtheilung, Oberexaminationskommission, Geheime Kanzlei und Remonteinspektion. Dazu kommt noch ein kleiner Theil des Medizinalwesens für die Armee und die Landesvertheidigungskommission. In diesem Gebäude arbeiten 485 Personen, nämlich außer dem Kriegsminister und seinen Adjutanten noch 62 höhere Offiziere, 26 Civilräthe als Ressortchefs, 27 Militärärzte und Militärbeamte, 291 Bureaubeamte, 76 Unter- und Hausbeamte und 3 Drucker. Diese Personen werden jährlich mit 2 Millionen Mark besoldet, für zeitweilige Hilfskräfte werden 12,000 Mark verausgabt und die Bureaukosten betragen 200,000 Mark jährlich.

Außerhalb dieses eigentlichen Kriegsministeriums sind noch folgende Behörden untergebracht, welche Hunderte von eigenen Beamten und Offizieren haben, aber dem Kriegsministerium untergeordnet sind und von ihm die Arbeiten zugetheilt erhalten: die Kavalleriekommission, das Generalauditoriat, die Generalmilitärkasse, die Kriegsakademie, die Vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule, die Generalinspektion des Erziehungs- und Bildungswesens für die Armee, die Traindepotinspektion, die Inspektion der Infanterieschulen, die Inspektion der militärischen Straf-anstalten, die Inspektion des Militärveterinärwesens, das

Direktorium des großen Militärwaisenhauses, die Zeughausverwaltung, das Militärmedizinalwesen, das Generalartilleriekomitee, die Artillerieprüfungskommission, das Artilleriedepot, die Inspektion der Gewehrfabriken, das Ingenieurkomitee, die Inspektion der Militärtelegraphie, das Invalidenhaus, die Militärintendanturen und Garnisonverwaltungen, die Lebensversicherungsanstalt für Armee und Marine und das Kommando der Landgendarmarie.

Die Namen der hier aufgeführten Behörden geben schon genügende Auskunft über ihre Thätigkeit und ihre Aufgaben, aber so großartig ihre Reihe ist, erhält man doch noch kein richtiges Bild von der Thätigkeit und Bedeutung des Kriegsministeriums in Preußen, dessen Ausgaben sich in diesem Jahre auf 428,286,000 Mark belaufen, denen nur eine Einnahme von 4 1/2 Millionen Mark gegenübersteht.

Es wäre zu ermüdend, wollten wir die Arbeiten der verschiedenen Departements hier einzeln betrachten und ihre Thätigkeit skizziren, interessanter wird es vielmehr sein, im Großen und Ganzen die Aufgaben des Kriegsministeriums für die verschiedenen Zweige der Heeresverwaltung zu prüfen und so einen Einblick in die Riesensarbeit zu gewinnen, die sich gewissermaßen „hinter den Kulissen der Armee“ abspielt und doch eine Lebensbedingung für ihre Erhaltung und Schlagfertigkeit ist.

Nach der bekannten Behauptung des österreichischen Feldherrn Grafen Montecuccoli gehören zum Kriegsführen drei Dinge: nämlich Geld, Geld und wiederum Geld. Aber auch in Friedenszeiten kann die Armee diese drei nothwendigen Dinge nicht entbehren, und die laufenden Ausgaben für die Verpflegung, Besoldung und Unterbringung der Truppen, sowie die Instandhaltung der Waffen und Festungen erfordert im preussischen Kriegsministerium fortlaufende Ausgaben von 366,971,000 Mark. Dazu treten in diesem Jahre noch 61,215,000 Mark an

einmaligen ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben, und dieses ganze Geld geht durch die Generalmilitärkasse, welche mit den Intendanturen und Hauptkassen der Armeekorps, mit den Lieferanten und Fabrikanten direkt abrechnet.

Den größten Theil der ordentlichen laufenden Ausgaben aber beansprucht die Geldverpflegung der Truppen, nämlich über 122 Millionen Mark. Diese Geldverpflegung gliedert sich in folgende Verwendungsgruppen:

1) Besoldungen: 105 Millionen. Diese Summe enthält das Gehalt der Offiziere, Aerzte, Militärbeamten, Unteroffiziere und Mannschaften, nicht enthalten aber ist in ihr der Wohnungsgeldzuschuß für Offiziere, Aerzte und Beamte und die Garnisonzulagen nebst dem sogenannten Servis. So betragen die Wohnungsgeldzuschüsse allein 3,615,000 Mark.

2) Zulagen, Tischgelder für Offiziere, Uniformgelder für Reserveoffiziere, Unterstützungen u. s. w. 9½ Millionen.

3) Waffen- und Geschützreparaturen (es handelt sich nur um kleine Reparaturen und Ergänzungen), Bureaukosten, Schreiber u. s. w. 5 Millionen.

4) Gefechts- und Schießübungen im Gelände 1,606,000 Mark.

5) Diverse Ausgaben, wie: Angriffsübungen, Betrieb der Militäreisenbahn (236,000 Mark), Instandhaltung des Feldbahnmaterials, Fahrräder, Turngeräthschaften u. s. w.

Diese Summe von 122 Millionen jährlich erscheint dem Privatmann sehr groß, sie repräsentirt aber noch lange nicht das Geld, das für die baren Bedürfnisse der Armee jährlich verwendet wird. Mindestens die gleiche Summe wird jährlich von den Einwohnern Deutschlands nicht als Steuer, sondern als freiwilliger Beitrag für die Armeemitglieder gezahlt. Man denke nur daran, daß es

wirklich wenig Leute auch unter den Gemeinen gibt, deren Angehörige so arm sind, daß sie ihnen während der Dienstzeit nicht zeitweilig einen kleinen Zuschuß oder wenigstens Lebensmittel, Unterkleider, Genußmittel u. s. w. schicken könnten. Man berechne nur, was die Verwandtschaft eines einzigen Mannes ihm jährlich an Zuschüssen zuwendet, man denke an die offiziell geforderten Zuschüsse, welche für die Offiziere bis zum Hauptmann und für die in gleichem Range stehenden Aerzte und Militärbeamten gezahlt werden müssen, und man wird zugeben, daß für diese freiwilligen Beiträge für die Armee ein nettes Sümmdchen von Millionen jährlich herauskommt.

Die Naturalverpflegung, welche nicht nur für die Truppen, sondern auch für 76,818 Pferde täglich zu besorgen ist, macht dem Kriegsministerium natürlich ungeheure Arbeit, aber es wird dabei unterstützt von 19 Proviantamtdirektoren, 24 Proviantmeistern, 132 Proviantamtrendanten, 193 Proviantamtsassistenten, 141 Magazinsaufsehern, dann durch eine entsprechende Anzahl von Backmeistern, Mühlenmeistern, Obergaufsehern, Ingenieuren, Magazinwächtern und Anderen.

Der Soldat hat täglich Anspruch auf eine Brodportion von 750 Gramm, die ihm geliefert wird. Solcher Brodportionen werden täglich 414,475 ausgegeben, das macht einen Jahresbedarf von 151,697,000 Portionen. Dazu treten noch $3\frac{1}{2}$ Millionen Portionen für die alljährlichen Uebungen des Beurlaubtenstandes und $1\frac{1}{4}$ Millionen erhöhte Portionen für marschirende und im Arrest befindliche Mannschaften: im Ganzen einen jährlichen Bedarf von 156,544,884 Brodportionen zu je 750 Gramm.

Man rechnet eine Tonne (zu 20 Centner oder 1000 Kilogramm) auf je 1520 Portionen, und so beträgt der Bedarf an Roggen für die Naturalverpflegung jährlich 102,990 Tonnen. Auch Weizen wird für die Armee verwendet, und zwar „zur Auffrischung der Zwiebacksvorräthe“

jährlich 135 Tonnen. Dieser Zwieback ist bekanntlich ein Gebäck aus Mehl und Wasser und bildet im Feldzug die sogenannte „eiserne Nation“. Er wird durch das Lagern in den Magazinen steinhart und kann nicht gebissen und gekaut werden, im Bedarfsfalle muß man ihn in heißem Wasser zu einem Brei zerkothen.

Die Pferde, welche in der Armee „ihrer Dienstpflicht genügen“, haben Anspruch auf eine tägliche Ration von Hafer (5100 bis 8500 Gramm), Heu und Stroh. Der Jahresbedarf stellt sich in Tonnen auf: 169,201 Hafer, 83,688 Heu, 116,825 Stroh. Die Kosten für diese Fourage und das Brodkorn der Soldaten (einschließlich Zwiebackweizen) stellen sich im laufenden Jahre auf die Kleinigkeit von 45 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark.

Es werden ferner gebraucht zur Verwaltung und Bereitung der Naturalien, zu den Kosten der Vermahlung und Verbackung des Brodmaterials, zur Unterhaltung und Ergänzung der Reservenvorräthe, zu den Ausgaben der Proviantämter 6 $\frac{1}{2}$ Millionen; für Viktualienverpflegung, und zwar: Zuschüsse zur Beschaffung der Beköstigung in den Garnisonen, desgleichen bei Märschen und bei Uebungen, Kosten für Verpflegungsversuche und die Auffrischung der Konservenvorräthe, Kosten der Beschaffung, Unterbringung und Unterhaltung der Kocheinrichtungen für Kriegsverpflegungsanstalten, zur Gewährung von Menagezuschüssen an Mannschaften und Offiziere noch 29 Millionen, zur baulichen Unterhaltung der Proviantamtmagazine gegen 800,000 Mark, das ergibt für die Naturalverpflegung die Summe von 83 Millionen Mark im Ganzen.

Eine gewaltige Arbeit entsteht durch den Einkauf, die Lagerung, Aufbewahrung, Verwaltung, Vertheilung, Berechnung der Naturalien für den preußischen Heerestheil. Außerdem erhöht sich von jetzt ab diese Arbeit noch dadurch bedeutend, daß der Reichstag den gesammten Soldaten

des Heeres eine besondere Portion Abendbrod für alle Tage des Jahres bewilligt hat. Dieses Abendbrod soll in der kälteren Jahreszeit aus warmen Speisen bestehen, eine Neuerung, die einen gewaltigen Apparat für Beschaffung, Vertheilung und Verrechnung erfordert.

Die Bekleidung der Truppen erfolgt jetzt allgemein durch die Korpsbekleidungsämter, selbstverständlich unter der Oberaufsicht und Leitung des Kriegsministeriums. Die preußischen Aemter dieser Art erfordern zur Besoldung der hierbei angestellten Offiziere und Beamten, sowie für Remunerationen jährlich 330,000 Mark, die Verwaltungskosten für Bureau, Geräthe, Arbeitslohn, Versendung und Verpackung, Feuerung, Beleuchtung und Reinigung, sowie Sachverständigengebühren betragen 214,000 Mark. Das Geld zur Beschaffung der Kleidungs- und Ausrüstungsstücke erhalten die Regimenter und selbstständigen Bataillone zur Selbstbewirthschaftung ausgezahlt, und zwar wird ihnen gegeben: zur Abfindung für den gewöhnlichen Verbrauch von Kleidungsstücken 15 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark, zur Abfindung für den gewöhnlichen Bedarf von Ausrüstungsstücken 2 $\frac{3}{4}$ Millionen Mark.

Zur Beschaffung des Bedarfs an Tuch verwendet das Kriegsministerium durch die Korpsbekleidungsämter jährlich über 6 Millionen. Sehr interessant ist es jedenfalls für alle gedienten Soldaten, zu erfahren, daß die preußische Heeresverwaltung jährlich für die Beschaffung von „Dienstauszeichnungen“ die Summe von 18,940 Mark aufwendet.

Seit kurzer Zeit ist es den zu Uebungen des Beurlaubtenstandes eingezogenen Mannschaften gestattet, während des Dienstes eigene Stiefel zu tragen; es wird ihnen für diese Abnützung ihrer Fußbekleidung während der Uebung ein kleines Entgelt gezahlt. Dieses beträgt doch im Jahre die Summe von 188,000 Mark, und geübte Statistiker und Rechenkünstler können vielleicht aus dieser Zahlen-

angabe berechnen: wie viel Millionen jährlich die Bevölkerung Deutschlands nur für Fußbekleidung verbraucht.

Rund 25 Millionen braucht das Kriegsministerium jährlich für die ganze Bekleidung und Ausrüstung der Truppen.

Die Unterbringung der Truppen geschieht fast ausnahmslos in Kasernen; wo solche noch nicht vorhanden, werden sie jetzt nach der letzten Vermehrung der Aktivistärke der Armee erbaut. Mindestens 20 Millionen aus den außerordentlichen, für dieses Jahr vorgesehenen Ausgaben entfallen in einzelnen Raten für den Bau von Kasernen, von Garnisonlazarethen und Garnisonkirchen, die ja auch mit zum Bedarf der Garnisonen gehören. 41¼ Millionen kostet die jährliche Unterbringung der Truppen das preussische Kriegsministerium nur an fortlaufenden Ausgaben, die oben erwähnten 20 Millionen für Neubauten sind dabei nicht mitgerechnet. Es ist eben keine Kleinigkeit, eine halbe Million Menschen in Kasernen, Dienstwohnungen und auf Übungsplätzen unterzubringen. Alle Gebäulichkeiten müssen erhalten und reparirt, es muß für Feuerung und Licht gesorgt werden, und die Offiziere und Militärbeamten, sowie die Aerzte haben noch auf Servis, d. h. besondere Zulagen Anspruch, die ihnen mit Rücksicht auf die Theuerungsverhältnisse der Garnisonen, in denen sie stehen, nach bestimmter Norm gewährt werden.

Die Kasernen und Garnisonsgebäude beanspruchen jährlich für Erhaltung, Reparaturen und kleine Neubauten mehr als 7 Millionen. Die Beschaffung und Unterhaltung von Kasernenutensilien kostet mehr als 6½ Millionen. Die Feuerung, Beleuchtung und andere Wirthschaftsbedürfnisse bedingen auch noch 7¾ Millionen Mark. Beinahe 1 Million wird für Dienstwohnungen nur zu Reparaturen, Utensilienerneuerung, Beleuchtung und Heizung gebraucht, die gleiche Summe für die Unterhaltung der Übungsplätze.

Wer ein Manöver mitgemacht hat, weiß, daß der Soldat gern abfällig über die Sparsamkeit der Intendanturen urtheilt, welche im Bivak am Morgen nach dem Aufbruch der Truppen Auktionen veranstalten, um die kleinen Reste von Lagerstroh und Kochholz noch nutzbringend zu machen. Ganz werthlos und kaum der Bemühungen werth erscheint dieses Lagerstroh und das „bischen“ Kochholz, man erstaunt daher, wenn man erfährt, daß das Kriegsministerium nur für diese kleinen Bedürfnisse, nur für Lagerstroh und Kochholz für die Manöverbivaks jährlich mehr als 2 Millionen ausgibt. Die Miethszulage (Servis) für Truppen, Kommando- und Verwaltungsbehörden erfordert jährlich 16 Millionen Mark.

Für Garnisonsbaubeamte, deren Bureaubedürfnisse, Fuhrkosten u. s. w. sind bei der Unterbringung der Truppen auch noch extra 800,000 Mark in Ansatz zu bringen.

Alle vorstehend gemachten Angaben beziehen sich lediglich auf den Unterhalt und die Unterbringung der Truppen, es sind für diese aber auch noch Einrichtungen nöthig, die sich auf die Seelsorge, auf die Gesundheitspflege, die Krankenbehandlung beziehen; auch sind leider nicht alle Soldaten „Engel“, nicht pflichtgetreu, gehorsam und eine Freude ihrer Vorgesetzten, sondern es gibt recht arge „Rauhbeine“ unter ihnen, deren Bestrafung dem harmlosen Staatsbürger, wie wir sehen werden, recht große Kosten verursacht.

Die Militärgeistlichkeit kostet nicht ganz eine Million, davon entfallen 43,000 Mark auf den Gottesdienst, 16,000 Mark zur Bestreitung der Kosten „für den Ersatz des Abgangs an Militärgesang- und Gebetbüchern“. Je ein katholischer und ein evangelischer Feldprobst beziehen je 10,000 Mark Gehalt und Wohnungsgeldzuschuß. Für die Seelsorge der protestantischen Soldaten sind 15 Oberpfarrer, 59 Divisions- und Garnisonspfarrer und 69 Divisions- und Garnionsküster

vorhanden. Von katholischen Geistlichen für die Armee gibt es: 45 Divisions- und Garnisonspfarrer und 40 Küster.

Die Militärjustizverwaltung kostet 607,000 Mark, das Militärgefängnißwesen 780,000 Mark. —

Als Soldaten werden nur die gesündesten und kräftigsten Leute eingestellt, es sind deshalb auch die häufigsten Krankheiten äußere Verletzungen und Erkältungen, wenn auch leider die Lungenschwindsucht unter den jungen Soldaten manches Opfer fordert. Trotz des sonst sehr guten Gesundheitszustandes in der Armee, der besser ist als in vielen anderen Staaten, braucht das Kriegsministerium doch für das Militärmedizinalwesen jährlich die Summe von über 7½ Millionen. Davon kommen auf Lazarethwirthschafts- und Krankenpflegekosten 4¼ Millionen, für Arznei und Verbandmittel ½ Million. Die Unterhaltung der Lazarethgebäude und der in ihnen gebrauchten Geräthe bejiffert sich auf ebenfalls 1¼ Millionen.

Wir kommen jetzt zu einer wichtigen Abtheilung der Heeresverwaltung, nämlich zu der, welche sich mit der Bewaffnung der Truppen, mit ihrer Schlagfertigkeit und der Vertheidigung des Landes beschäftigt.

Die Waffen für die Truppen: Säbel, Revolver, Karabiner, Gewehre, Geschütze sind in ausreichendem Maße, nicht nur für die aktive Armee und die Reserve, sondern auch für die Landwehr und den Landsturm, vorhanden, es können also unter gewöhnlichen Umständen nur Reparaturen und Ergänzungen einen Kostenaufwand erfordern. Wer Soldat war, weiß, mit welcher Sorgfalt Gewehre und Geschütze behandelt werden, wie streng auch die kleinste Vernachlässigung der Waffe bestraft wird, und so kann man es sich kaum vorstellen, daß die Reparaturen eine sehr große Summe kosten. Aber „viele Wenig machen ein Viel“ heißt es auch hier, und aus den Kleinigkeiten an Reparaturen entsteht bei den Handfeuerwaffen ein

Betrag von beinahe 2 Millionen Mark, bei den Geschützen von fast $1\frac{1}{2}$ Millionen.

Die moderne Anschauung über die Ausbildung aller Waffengattungen verlangt eine besonders sorgfältige Ausbildung im Schießen. Es ist ja auch unzweifelhaft richtig, daß eine Truppe von zehn guten Schützen dem Feinde mehr Schaden zufügen kann, als eine Truppe von hundert Menschen, die nur „Löcher in die Natur“ schießen. Es wird deshalb mit der Munition zu Übungszwecken nicht gespart, und so ist es nicht zu verwundern, daß mehr als 19 Millionen Mark im Jahre nur in Form von Munition verbraucht werden. $1\frac{1}{4}$ Millionen sind nothwendig zu Versuchen auf artilleristischem Gebiete, denn hier tauchen fortwährend Neuerungen auf, welche eine sorgsame Behörde, wie das Kriegsministerium, auf ihren Werth prüfen lassen muß. Rechnen wir zum Kapitel der Heeresbewaffnung auch noch die Erhaltung der Laboratorien, der Geschützgießereien, der Geschos- und Munitionsfabriken, so kostet das gesammte Artillerie- und Waffenwesen das preußische Kriegsministerium im Jahre 29 Millionen an laufenden Ausgaben.

Die Unterhaltung der Festungen erfordert 3 Millionen, wovon ungefähr zwei Drittel auf die Ausführung kleiner Reparaturen an Festungswerken, auf die Menderung von Festungswällen, Stauwerken, Thoren, Brücken, Schleusen u. s. w. kommen.

Auch das Pferd material muß ergänzt werden, und in den vortrefflichen ostpreußischen Gestüten hat das preußische Kriegsministerium Gelegenheit, sehr junge Pferde zu erwerben. Diese jungen Thiere werden bis zur Verwendung bei der Truppe in besonderen Remontedepots erhalten, aus denen auch das württembergische Kriegsministerium gegen Bezahlung jährlich gegen 350 Remonten bezieht. Diese Remontedepots erfordern einen jährlichen Zuschuß von über

2 Millionen. Da aber ihre Bestände an Pferden nicht genügen, um den ganzen Bedarf zu decken, müssen außerdem noch für 7 Millionen Mark Remontepferde für die Mannschaften und Dienstpferde für die Offiziere, Aerzte und Zahlmeister angeschafft werden.

Welch' eine Ersparniß (von mindestens 50 Millionen Mark) jährlich würde es geben, wenn man wenigstens die Pferde für die Kavallerie durch Fahrräder ersetzen könnte, die nicht so theuer wie Pferde bei der Anschaffung sind, keine Fourage und keine Unterbringung in kostspieligen Stallbauten erfordern würden. Zu diesem Ersatz der Pferde durch das Fahrrad aber wird es nie kommen, obgleich in allen Armeen das Fahrrad dem Pferde unter besonderen Umständen außerordentliche Konkurrenz macht, und man hier und da schon besondere Radfahrerkorps errichtet hat, die im Kriege zum Theil noch vor der Front der aufklärenden Kavallerie verwendet werden sollen, wenn es die Bodenbeschaffenheit des Landes und die Wegeverhältnisse gestatten.

Zur Erhaltung der Schlagfertigkeit der Armee gehört auch die Verwaltung der Traindepots und die Instandhaltung der „Feldgeräthe“. Unter letzteren versteht man Wagen und Gefährte aller Art, Pferdegeschirre, Reservetheile, Telegraphenmaterial, was Alles mit einer Million Mark in Ordnung gehalten wird. Sind doch die Wagen und Feldgeräthschaften überall vollständig in den Magazinen und Schuppen vorhanden, und bei einer Mobilmachung brauchen nur Pferde vorgelegt zu werden, um mit ihnen sofort abzufahren. Daß diese Wagen und Geräthe aber trotz des Lagerns und des Stillstehens felddienstfähig bleiben; dafür sorgen eben die Traindepots mit ihren Mannschaften und Beamten.

Stillstand ist Rückschritt! Nirgends gilt das Wort so sehr, wie bei einer modernen Armee! Welches Unheil ein

Stillstand in einem Heerwesen erzeugen kann, das beweist uns das Jahr 1806 in Preußen. Auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen ruhte die Armee, ein vollständiges Versumpfen in allen militärischen Verhältnissen war eingetreten. Da kam Napoleon mit seinen neuen Ideen und dem nach diesen geschulten Heere — und in einer einzigen Schlacht ging Preußens Ruhm und Ehre, seine Armee und seine Freiheit verloren. Fürchterlich hat es das Land büßen müssen, daß in seiner Armee ein Stillstand von nur zwanzig Jahren eingetreten war!

Um einen solchen Stillstand zu vermeiden, muß in einer modernen Armee beständige Bewegung herrschen, Niemand darf auf seinem Posten veralten, Ersatz auf allen Gebieten muß geschaffen werden, Nachwuchs muß man erzielen, disponible Kräfte müssen für den Fall der Noth vorhanden sein. Rascher als je erneuert sich ja die Armee jetzt durch die zweijährige Dienstzeit, und die Zahl der Streiter, die im Augenblick der Gefahr einst da sein wird, um das Vaterland zu vertheidigen, um Haus und Herd zu schirmen, wächst täglich.

Aber auch Ersatz in den Kommandostellen muß ständig geschaffen werden, und wenn auch das Kriegsministerium nichts mit dem Avancement der Offiziere und mit den Pensionirungen der höheren Truppenführer zu thun hat, weil diese Angelegenheiten durch den Kaiser persönlich mit Hilfe des „Militärkabinetts“ erledigt werden, so bleibt dem Ministerium doch die Sorge für den Nachwuchs an Unteroffizieren und Offizieren und für die Bildungsanstalten der Armee.

Zu diesem Zwecke gibt es: das große Militärwaisenhaus in Potsdam, aus dem die Knaben meist als Soldaten wieder in das Heer treten; die Unteroffiziersschulen, die Kadettenanstalten, die Kriegsschulen, die Kriegsakademie, die Reitschulen, die Schießschule, das Lehrbataillon, die

Versuchsbatterien, die Militärturnanstalt, die Artillerie- und Ingenieurschule, die Hospitalküche, die Lehrschmieden für den Fußbeschlag. Alle diese Anstalten hat das Kriegsministerium zu erhalten, zu überwachen, zu reformiren, wenn es nöthig ist zu ergänzen, zu unterstützen.

Auch für die Wittwen und Waisen ehemaliger Soldaten, für die Invaliden aus den letzten Feldzügen und aus dem Friedensdienstbetrieb muß gesorgt werden; nach Zehntausenden zählen die Geschäftsnummern allein der Invalidenabtheilung des Ministeriums, in welcher alle Pensions- und Gnadenunterstützungsangelegenheiten bearbeitet werden. Und wie Vieles sollte da noch mehr geleistet werden!

In großen Zügen, aber keineswegs erschöpfend, nicht einmal vollzählig, haben wir die Aufgaben und Arbeiten des Kriegsministeriums für den preußischen Heeresheil geschildert, und ohne daß wir in das Detail gegangen sind, wird man doch einsehen, um welche riesige, immer wieder neu erstehende Arbeit es sich bei einer solchen Heeresverwaltung unter normalen Verhältnissen handelt.

Kommen Reorganisationen der Armee, Neueinführungen von Waffen, Bekleidungsänderungen, die Neuformation von Truppen, ja vielleicht nur eine theilweise Mobilmachung, so wächst die Arbeit binnen wenigen Stunden in's Ungemessene und wäre mit Menschenkräften gar nicht zu leisten, wenn eben nicht Alles und Jedes für alle Fälle im Kriegsministerium vorbereitet wäre.

In welcher Weise diese Vorbereitungen getroffen sind, das ist natürlich tiefes Geheimniß, aber es ist im Fall der Mobilmachung nur nöthig, daß in Berlin auf einen Telegraphenknopf gedrückt wird, um eine Art Riesenautomaten auszulösen, der so vortrefflich konstruirt ist, daß scheinbar „von selbst“ sich Alles das vollzieht, was im entscheidenden Momente geschehen muß.

Wie im preussischen Kriegsministerium, so liegen die Verhältnisse natürlich auch bei den anderen deutschen gleichartigen Behörden, nur ist dort naturgemäß Alles auf einen viel kleineren Maßstab zugeschnitten. Beträgt doch das Heereskontingent der anderen Staaten, für welches noch drei Kriegsministerien vorhanden sind, nur 15 Prozent der gesammten deutschen Armee.





Waidmannsheil!

Jagdskizzen von G. Hellbrunn.

Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Ein großer Tag ist für jeden echten Jünger des heiligen Hubertus jedesmal die Eröffnung der niederen Jagd, die vielfach schon Ende August, sonst aber mit dem Beginn des nächsten Monats stattfindet. Hühner werden auf der Suche geschossen, ebenso Wachteln und Hasen; Wildtauben erlegt man auf dem Anstand.

Im September wird alles Wild der niederen Jagd noch zahlreicher erlegt, doch sollte ein Jäger, der seinen Wildstand gut erhalten will, auf der Hühnerjagd und nicht minder bei der Suche auf Feldhasen seinem Sporteifer nicht zu sehr nachgeben; bis zur Mitte dieses Monats sollten eigentlich nur Junghasen geschossen werden.

Der November pflegt meist der trübseligste Monat im ganzen Jahr zu sein, den Jägersmann darf das aber nicht anfechten, denn die Jagd ist jetzt im besten Gange. Das Schwarzwild ist um diese Zeit am besten jagdbar und wird vorzugsweise auf größeren Treibjagden erlegt, desgleichen Hasen, Rehböcke und Füchse. Wie köstlich mundet in dem um diese Zeit oft schon im frischen Schneekleide prangenden Walde das Jagdfrühstück, wenn gleich der erste

Trieb eine hübsche Ausbeute ergeben und zur Strecke gebracht hat!

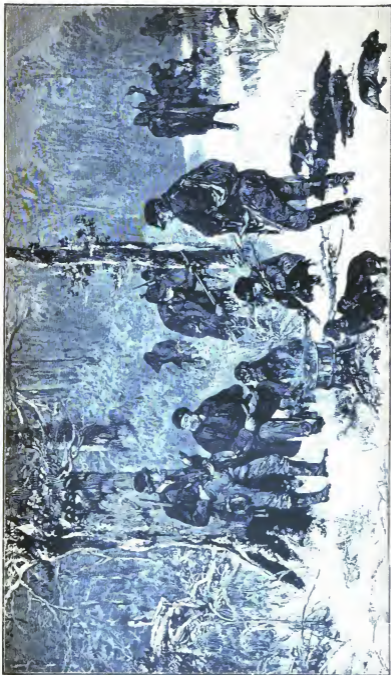
Eifrigst werden auch alle Pelzthiere verfolgt, Füchse, Marder und Fischottern theils in Eisen gefangen oder bei frischgefallenem Schnee eingekreist, theils auf dem Anstand oder der Lauer geschossen.



Wildtauben.

Den Meister Keineke verfolgt der Waidmann aber nicht nur seines prächtigen Balges wegen, sondern viel mehr noch wegen der starken Verheerungen, die dieser geborene Räuber und vollendete Spitzbube unter dem Wildstande anrichtet. Arg gefährdet er die unerfahrene Jugend der Kaninchen und Hasen; er wagt es sogar, Hirsch- und Rehkälbchen zu beschleichen, verspeist Eier und Junge aus den Nestern aller auf dem Boden brütenden Vögel und versucht sogar die flugbegabten, alten Vögel zu überlisten, was ihm in

der That gar nicht selten gelingt. Wenn er durch den Wald schleicht, am liebsten das Dickicht benutzend, so entgeht ihm nichts, wobei ihm seine ausgezeichneten Sinnesfähigkeiten zu Gute kommen. Auf sehr weite Entfernungen wittert er jedes gefallene Stück Wild, das er als ihm allein gebührende Beute betrachtet. Die geflügelten Räuber des Waldes, Sperber, Habicht, Wanderfalk u. a. denken freilich ebenso, und es kommt daher mitunter zu einem



Sagfrühling.

Streit zwischen ihnen und Meineke, der natürlich Sieger bleibt.

Der Fuchs ist für den Jäger vogelfrei und hat keine Zeit der Schonung zu beanspruchen. Zudem gewährt auch die Jagd dieses schlauesten Wildes ein besonderes Vergnügen und kann auf die verschiedenste Art betrieben werden. Gewöhnlich schießt man die Füchse auf den Treibjagden, kann sie aber auch bei entsprechender Vorsicht auf dem Anstande oder vor der Schießhütte erlegen. Es ist erstaunlich, welche Lebenszähigkeit diese Thiere besitzen. Gar nicht selten muß dem von einer vollen Ladung getroffenen Räuber der Hund erst auf das „Pack an!“ seines Herrn den Garaus machen, sonst kann man es erleben, daß der für mausetodt gehaltene Meineke plötzlich wieder aufspringt und davonläuft. Lebendig fängt man Füchse durch Ausgraben ihrer Baue, sowie in Fallen aller Art, unter denen das sogenannte Tellereisen oder der Schwanenhals am gebräuchlichsten ist. Man muß aber, bevor man das Eisen stellt, den Köder oder „Vorwurf“ schon einige Tage vorher jeden Abend auf die betreffende Stelle legen und den Fuchs an diese gewöhnen. Erst wenn er die Lockspeise mehrere Nächte verzehrt hat, kann man mit Aussicht auf Erfolg das mit frischer Füllung versehene Eisen, das jedoch den Blicken sorgsam entzogen sein muß, aufstellen. „Unglaublich ist's,“ sagte Windell, „wie vorsichtig der Fuchs auf für ihn eingerichteten Fangplätzen zu Werke geht. Ich hatte einst die Freude, Augenzeuge zu sein, als im harten Winter nach einem fest angefirrten Fuchse das Eisen gelegt worden war. Es fing eben an zu dämmern, als Meineke, durch Hunger getrieben, herangetrabt kam. Emsig und ohne Arg nahm er die entferntesten Vorwurfsbrocken an, setzte, so oft er einen verzehrte, sich gemächlich nieder und wedelte mit der ‚Standarte‘. Je näher er dem Orte kam, wo das Eisen lag, desto behutsamer wurde er, desto länger besann er



Gefährdete Jugend.

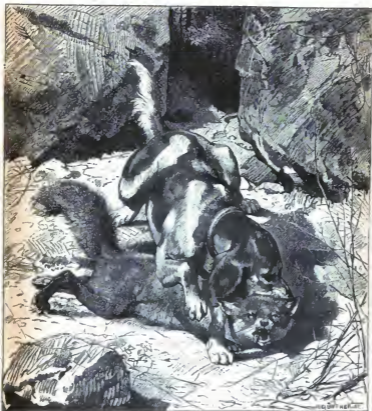
sich, ehe er etwas nahm, desto öfter umkreiste er den Platz. Gewiß zehn Minuten blieb er unbeweglich vor dem Abzugsbissen sitzen, sah ihn mit unbeschreiblicher Lusternheit an, wagte es aber dennoch nicht zuzugreifen, bis er wieder drei- oder vier-



Streift um die Beute.

mal das Ganze umkreist hatte. Endlich, als er ganz sicher zu sein glaubte, ging er wieder vor das Eisen, streckte den einen Vorderlauf nach dem Brocken aus, konnte ihn aber nicht erreichen. Wieder eine Pause, während welcher er wie vorher unverwandt den Abzugsbissen anstarrte. Endlich, wie in Verzweiflung, fuhr er rasch darauf los, und in dem Augenblicke war er mit der Halskrause geziert.“

Natürlich glückt ein solcher Fang überhaupt nur, wenn dem Fuchse die Nahrung sonst sehr knapp ist, also in der Zeit vom Anfang November bis Ende Januar, denn so lange Meiseke reichlich zu fressen hat, fällt es



Pad an!

ihm gar nicht ein, den Köder anzurühren. Wenn in strengen Wintern Schmalhans Küchenmeister bei ihm ist, tödtet man ihn auch wohl durch Gift, mit dem man Nas oder Fleischbrocken bestreut, die dann auf die Wechsel gelegt werden.

Die im November sich zum Winterschlaf vorbereitenden Daxse werden ausgegraben; auch treibt man die Thiere

durch scharfe Dachshunde aus ihrem Bau und schießt sie beim Herauskommen. Gewöhnlich sucht der Dachs sich vor den in seine „Burg“ eindringenden Verfolgern dadurch zu retten, daß er sich ganz geräuschlos und mit erstaunlicher Schnelligkeit tiefer eingräbt, wodurch er in der That oft genug den Hunden entgeht. Wird Meister Grimbart aber im Freien



Dachse vor ihrem Bau.

von einem Hunde abgefaßt, so legt er sich zuerst ganz platt auf den Boden, als wenn er sich dadurch in Sicherheit wähnte, wirft sich dann hernu auf den Rücken und setzt sich mit Gebiß und Krallen muthig zur Wehre. Die in den Bau geschickten Dachshunde verwundet er oft tüchtig an der Nase und läßt nicht so leicht los, wenn er sich einmal verbissen hat. Merkt er, daß man ihm nachstellt, so verdoppelt er seine gewöhnliche Vorsicht noch und wagt sich oft mehrere Tage

gar nicht aus seinem Bau hervor. Um den Dachs zu tödten, genügt ein Schlag auf seine Schnauze, während auf den übrigen Theilen seines Körpers selbst die stärksten Hiebe keine sonderliche Wirkung hervorzubringen vermögen.

Baum- und Steinmarder fängt man gewöhnlich in besonderen Eifen, die aber sehr verborgen aufgestellt werden



Marder.

müssen. Zur Jagd bedarf es eines recht scharfen und herzhaft zubeißenden Hundes.

Was den Fischotter betrifft, der mit Vorliebe an waldbedeckten Flußufern in unterirdischen Gängen wohnt und wegen der argen Verwüstungen unter den Fischen und seines schönen Pelzes halber eifrig gejagt wird, so läßt er sich bei seiner Schlaueit und Vorsicht nur selten auf dem Anstand erlegen. Höchstens kommt man im Winter

zum Ziele, wenn man ihm, unter dem Winde stehend, an den Eislöchern anflauert. Die meisten Ottern fängt man im Tellereisen.

Im letzten Jahresmonat wird die Jagd auf alle Raub- und Pelzthiere eifrig fortgesetzt, auch finden jetzt die meisten Treibjagden statt. Rehböcke schießt man auf der Pirsche und dem Anstand, wie auch beim Treiben. Das Wassergeflügel, namentlich Wildenten und Wildgänse, ist jetzt willkommene Beute; Rebhühner dagegen schießt kein richtiger Jägermann auf dem Schnee, sondern er füttert sie fleißig und sucht sie möglichst vor allem Raubzeng zu schirmen. Ueberhaupt ist fortan, so lange tiefer Schnee liegt, die Wildfütterung eine Hauptaufgabe jedes einsichtsvollen Waidmannes.

Auch im Januar kann der Jagdfreude nach Herzenslust gehuldigt werden, denn nun pirscht man Roth- und Damwild, wie auch Rehböcke, oder man erlegt sie gleich Hasen, Sauen und Füchsen auf Treiben. Die Jagd auf Raub- und Pelzwild wird weitergeführt; der Wildentenanstand ist sehr ergiebig; dagegen die Jagd auf Rebhühner geschlossen; auch Hasen sollten in milden Wintern höchstens bis Mitte Januar geschossen werden. Die Fütterung des Nutzwildes muß fortgesetzt werden, ebenso im Februar.

Mitte März beginnt eine überaus anziehende und beliebte Jagd: der sogenannte Schnepfenstrich. Unsere Waldschnepfe weilt vom März bis Oktober bei uns und zieht dann gen Süden, wo sie bis Nordwestafrika und Indien vordringt. Im Frühjahr kehrt sie zurück, und der Jägermerkspruch für ihre Zugzeit ist ja allbekannt:

„Reminiscere — nach Schnepfen suchen geh',
 Oculi — da kommen sie,
 Lätare — da ist das Wahre,
 Judica — sind sie auch noch da,
 Palmarum — Trararum,
 Quasimodogeniti — halt, Jäger, halt, jetzt brüten sie!“

Die lateinischen Namen bezeichnen die fünf Sonntage vor Ostern und den ersten Sonntag nach diesem Auferstehungs-feste der Natur. Darans ergibt sich aber schon, daß jene Regel nur einen ungefähren Anhalt zu geben vermag, da ja Ostern sehr verschieden fällt. Im Allgemeinen aber



Fischottern.

kann man von Mitte März an auf durchziehende Schnepfen rechnen.

An warmen Frühlingsabenden mit Eintritt der Dämmerung zieht oder streicht die Waldschnepfe in langsamem, wiegendem Fluge über junge Kulturen, Bruch- und Schlagflächen, um feuchte Nefungsstellen aufzufuchen, wo sie mit ihrem langen Schnabel nach Larven, Käfern und Würmern

bohrt, oder um in der Luft ihre verliebten Spiele zu treiben, wobei sie den Balzlaut: „Quarr, quarr“ oder „Pfit, pfit“ ab und zu vernehmen läßt. Wenn zwei Schnepfenmännchen aufeinander treffen, so beginnen sie im Fluge einen Zweikampf, indem sie einander zerzausen und mit ihren Schnäbeln nacheinander stechen. An windigen und kühlen Abenden streichen die Schnepfen meist stumm. Der Anstand auf



Waldschnepfenfamilie.

streichende Waldschnepfen ist ein köstliches Weidmannsvergönnen, doch gehört ein gutes Auge und eine sichere Hand dazu, einen „Langschnabel“ bei seinem unregelmäßigen Fluge zu erlegen, zumal der Jäger in der beginnenden Dämmerung leicht durch eine jagende Fledermaus oder einen schwärmenden Käfer getäuscht werden kann. Der Schnepfenstrich endet mit dem Erscheinen der ersten Sterne; die Schnepfe zieht allerdings auch beim Morgengrauen wieder, dann aber nur kurze Zeit und meist nicht laut.

Das Schnepfentreiben hat ebenfalls seinen großen Reiz; auf die Suche geht man mit einem recht ruhigen und kurz zu führenden Vorstehhund, des Frühjahrs in feuchten Jungholzbeständen, zur Herbstzeit in trockenen. Wenn der



Geschossene Waldschnepfe.

Durchzug, meist im ersten Drittel des April, zu Ende ist, dann bleiben die allerdings nicht sehr zahlreichen Schnepfen zurück, die bei uns brüten und später um Johanni in ähnlicher Weise des Abends wieder laut werden. Die Herbstschnepfe ist fleischiger und zarter als die magere Frühlingschnepfe, doch wird dieser wiederum ein besonders pikanter

Geschmack nachgerühmt, der jener abgeht. Im März beginnt auch das Liebespiel des Auer- und Birkwildes, sowie des Haselhahns, das als „Balz“ oder „Falz“ in der Morgenfrühe zu einer besonders geschätzten Jagd Anlaß gibt. Ein majestätischer Vogel ist der prächtig gefärbte Auerhahn, der über 1 Meter lang, bis 1,4 Meter breit wird und in der Feistzeit 6 bis 7,5 Kilogramm wiegt. Die Auerhenne ist um ein Drittel kleiner und viel schlichter gefärbt.

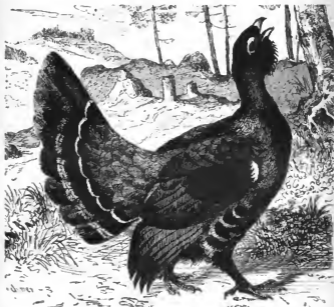
Überall gehört der Auerhahn zur hohen Jagd; früher zählte er sogar zur „raren hohen Jagd“, während der Hirsch nur der „gemeinen hohen Jagd“ zugezählt ward. Die Balz dauert etwa von Ende März bis Ende April. In dieser Periode suchen die bis dahin vereinzelt im Walde stehenden Hähne gewisse Orte (Balzplätze) auf, schwingen sich auf Bäumen ein, um dort zu übernachten, wobei sie bei guter Witterung schon Balzlaute vernehmen lassen. Beim Morgengrauen aber stimmt der Auerhahn seinen eigentlichen Balzgesang an:

„Des Morgens Zwieliht, das ist die Zeit,
Wo er zu musizieren bereit,
Wo zwischen Mond- und Sonnenglanz
Die Hennen er lockt zum Hochzeitstanz.“

Zuerst kommt ein langsames, hierauf sich rasch wiederholendes Knappen (Triller), dessen erste Laute bei Windstille wohl gegen 200 bis 300 Schritte vernehmbar sind und Ähnlichkeit mit dem Knacken beim Aufziehen eines Gewehrhamnes haben. Dann kommt der sogenannte Hauptschlag, mit dem Laut beim Entforken einer Flasche vergleichbar, und zum Schluß das Schleifen, ähnlich dem leichten Wehen einer Sense.

Dieses Balzen verräth nun dem sachkundigen Waidmann den Standort des Vogels und gestattet ihm die Annäherung an das sonst überaus scheue Thier. Während

des Schleifens kann der lauschend versteckte Jäger ganz ungeschert jedesmal drei weite Schritte gegen den auf einem Baume oder auf dem Erdboden balzenden Hahn zu machen, der während dieser Strophe seines Balzgesanges gar nichts hört. Bei diesem pressenden Lautgeben schwillt nämlich eine Hautfalte des äußeren Gehörganges an und



Balkenber Auerhahn.

bewirkt den Ohrverschluß. Desgleichen sieht der Hahn beim Schleifen nichts, da er den Kopf in die Höhe hält, und so kommt es, daß er nicht einmal einen Fehlschuß gewahr wird. Sobald er aber den Schnabel wieder schließt, hört und sieht er äußerst fein.

So lange der Hahn nicht schleift, bleibt der Jäger verborgen stehen, beginnt aber das Schleifen, so springt er näher und näher an, bis er endlich den Hahn entdeckt hat, um ihn dann mit sicherer Hand herunterzuholen.

„Tief das Blei in des Sängers Herzen,
Doch er stürzte ohne Schmerzen,
Als er sang, so hoch entzückt.
Wie beglückt!“

Gar oft freilich wird die Auerhahnjagd durch unglückliche Zufälle vereitelt, sei es daß ein Ast unter dem Fuße



Auerhahn.

des Waidmanns zur Unzeit knackte, oder daß das Alarmlocken der Auerhennen, das Aufscheuchen eines anderen Wildes oder ein die Balztöne überdeckendes Tropfen der Bäume dem Hahn das Leben rettete. Das ist alsdann für den Schützen um so ärgerlicher, als jedesmal der Stand des Vogels schon am Abend vorher „verhört“ werden muß, um sich ihm zeitig am anderen Morgen nähern zu können. So knüpft sich oft viele vergebliche Mühe, manche durch-



Auf dem Anstand.

wachte Nacht und mancher schlimme Aufstieg in Dunkelheit, Schneesturm und Regen an einen einzigen Auerhahnbraten, der, wenn das Thier noch jung war, gut zubereitet

allerdings sehr wohlschmeckend ist. Prächtigt sieht der in der Balzstellung ausgestopfte Balg aus; die kräftigen Füße dienen zu Handgriffen für Briefbeschwerer und dergleichen, die schwarz und weiß gefleckten, breiten Schwanzfedern zu Fächern. Auf der Wartburg, einem an Auerhähnen sehr reichen Revier, kann man in den großherzoglichen Zimmern sogar Ofenschirme aus jenen Schwanzfedern sehen.

Im April dauert die Jagd auf Schnepfen und Auerswild fort; das Raubwild ist eifrig zu verfolgen, im Uebri-gen aber das Wild möglichst vor jeder Störung zu be-wahren. Im schönen Maimonat feiert der Waidmann beinahe ganz, denn die Hühnervögel brüten jetzt, und das Edelmwild hat Kälber. Nur die Balzjagd dauert fort; auch Fasanenhähne werden abgeschossen, desgleichen Rehböcke. Der Juni ist der Hegemonat; bloß der Rehbock wird auf Anstand und Pirsche erlegt, der bereits „gefegt“ hat und nun feist wird; dagegen beginnen Edel- und Damhirsche erst gegen Ende dieses Monats den Vast von ihrem Geweih zu schlagen.

Allmählig fängt alsdann die Jagd im Juli wieder an: Junghäschen werden auf dem Anstand erlegt, Schnepfen werden geschossen und in den Brüchen die Entenjagd eifrig ausgeübt. Im August sind wir wieder bei unserem Aus-gangspunkte, der Eröffnung der niederen Jagd, angelangt, und haben somit dem Leser einen kurzen Ueberblick über das Waidmannsvergönnen im Kreislaufe des Jahres vor-geführt.





Mannigfaltiges.

Der dicke Wessely. — Napoleon beabsichtigte im Jahre 1808 die Hauptstadt seines weiten Reiches durch Sehenswürdigkeiten aller Art zu schmücken und die zahlreichen Sammlungen auch mit einem „Kabinet merkwürdiger lebender Menschen“ zu vermehren. Zu diesem Zweck machten die für dasselbe wirkenden Agenten in Frankreich und Italien, selbst in den Ländern der Rheinbundsfürsten Jagd auf Leute, die sich durch eine Abnormität in ihrer äußeren Erscheinung auszeichneten, namentlich waren Riesen, Zwerge und ganz außerordentlich dicke Leute u. dergl. keinen Augenblick sicher davor, in das beabsichtigte Maritatenkabinet abgeholt zu werden. In der letzteren Beziehung war jenen Agenten ganz besonders ein über alle Maßen corpulenter Gastwirth aus der Gegend von Landshut in Bayern, Namens Wessely, eine erwünschte Beute, ein menschliches Mammoth, eine ungeheure Masse von Fleisch und Knochen, ein Mann von außerordentlichem Umfang, breiten Schultern und dickem Kopfe, der zur Stillung seines Hungers und zur Tristung seines Daseins bedeutende Massen von Lebensmitteln brauchte und zu manchen Zeiten im Stande war, eine für zwölf Personen angeordnete Mahlzeit auf einen Sitz zu verzehren. Noch zu rechter Zeit von einem Freunde aus München davon benachrichtigt, daß man die Absicht habe, ihn bei nächtlicher Weile gewaltsam zu entführen, raffte der sehr wohlhabende Mann schnell Alles zusammen, was er an Geld und Geldeswerth besaß, um damit in die österreichischen Staaten zu entfliehen. Hier fand er anfänglich in dem kleinen freundlichen Kurort Johannisbad, unsern Frau-

tenan in den Sudeten gelegen, ein Asyl und zugleich als Pächter des dortigen Kurhauses eine seinem Wissen und seinen Kräften angemessene und einträgliche Beschäftigung. Nach einigen Jahren kaufte er sich ein Gasthaus in der schönen Festung Josephstadt. Er war gleich berühmt oder vielmehr bekannt durch ganz Böhmen wegen seines außerordentlichen Umfanges, wie durch seine vorzreffliche Wirthstafel und einen sehr guten Weinteller. Auf allen Jahrmärkten in Böhmen, Schlesien und Sachsen verkaufte man das Bildniß des dicken Wirths in Josephstadt. Auf demselben stand der gemüthliche Wessely mit Beinkleidern von gelbem Ranking und einer blauen, kurzen Jacke bekleidet, sein Haupt mit dem grünen Mützchen bedeckt, das er alle Tage viel hundert Mal abnahm, um seine Gäste zu begrüßen, und nie versäumte er, seinen Gruß mit den höflichen Worten zu begleiten: „I hob' die Ehr', Euer Gnaden Gehorsamster zu sein.“ Unter seinem Bildniß aber standen die Worte: „Herr Joseph Wessely, der Wirth von Josephstadt, braucht 25 Ellen Ranking zu seinen Unausprechlichen, denn sein Umfang ist außerordentlich.“

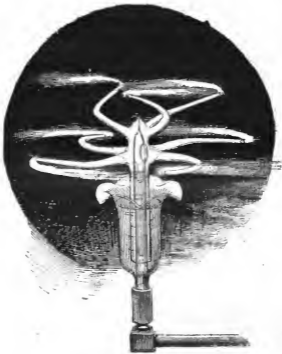
Das Merkwürdige in seiner Erscheinung und die guten Speisen und Getränke, die er verabreichte, verschafften ihm täglich eine große Anzahl Gäste, und seine Wirthstafel war stets sowohl von Reisenden, wie von Offizieren der Garnison sehr besucht. Eines Tages speiste auch der Kommandant der Festung, der wegen seiner militärischen Strenge und seiner rohen Sitten verhaßte Feldmarschall-Lieutenant J., bei ihm. Der dicke Wirth nahm stets am Ende der Tafel seinen Platz ein, meist war er von rosenfarbiger Lanne, und seine originellen Einfälle und Witze versetzten oft die Gäste in große Heiterkeit, manchmal war er aber auch wortfarg und verdrießlich, und dann war mit diesem Naturmenschen durchaus nicht zu scherzen, er antwortete dann oft auf eine sehr derbe, seiner sonstigen Höflichkeit ganz widersprechende Weise. An jenem Tage sah ihn der General lächelnd an.

„Ach,“ sagte er, „Sie glauben gar nicht, Wessely, welches Vergnügen es mir machen würde, wenn ich Ihnen einmal fünf- undzwanzig aufzählen lassen könnte.“

„Excellenz,“ antwortete der dicke Wirth von Josephstadt,

„wenn i fünfundzwanzig aufg'zählt erhalten thät', hätten Sie allein Ihr' Freud', wenn i ober Excellenz fünfundzwanzig könnte lassen aufmessen, hätte die ganze Stadt eine Freud'.“ v. M.

Neue Erfindungen: I. Die leuchtende Tulpe. Der Zweck des originellen Apparats, von dem wir eine Abbildung bringen, ist, eine gewöhnliche Gasflamme in eine lichtstrahlende Tulpe



Die leuchtende Tulpe (Voie Fuller).

oder sonstige Blume zu verwandeln. Der Erfinder, ein Franzose, hat ihm den Namen „Voie Fuller“ gegeben, um an die von der berühmten Serpentin tänzerin bei ihren Vorführungen erzeugten wunderbaren Lichteffecte zu erinnern. Der Apparat ist aus Glas und kann auf jedem Gasarm angebracht werden; er besteht aus zwei Röhren und einer äußeren Hülle in Blumenform. Die äußere Glasröhre ist oben mit seitlichen dünnen Röhren versehen, die alle in gleicher Weise in der wagerechten Ebene

gebogen sind, so daß das aus ihnen ausströmende Gas den Cylinder in Umdrehungen um seine eigene Achse versetzt, ebenso wie die ausströmenden Wasserstrahlen die sog. „Tourniquets“, die man zum Besprengen von Rasenplätzen benutzt. Als Drehpunkt dient dabei die obere Spitze einer zweiten, entsprechend dünneren Röhre, die auf den Gasarm aufgesetzt wird und durch die das Gas zufließt. Als äußere Hülle umgibt sie ein Glas in Form einer Tulpe oder anderen Blume. Nach dem Aufsetzen des Apparats auf den Gasarm, wobei die Röhren genau senkrecht stehen müssen, so daß die äußere gut im Gleichgewichte ist, füllt man die Tulpe mit Wasser, damit das Gas nirgends sonst entweichen kann, als durch die oberen Seitenarme des äußeren Cylinders. Schließlich steckt man das Gas an, indem man den Hahn allmählig öffnet. Jede der horizontalen Flammen wird sich dann infolge der Umdrehung der Röhre alsbald in einen feurigen Kreis verwandeln. Der ganze Apparat erscheint wie der Kelch einer leuchtenden Blume, was eine sehr hübsche Wirkung hervorbringt, namentlich in Wintergärten und in ähnlicher Umgebung soll der Effekt, den eine Anzahl solcher „leuchtenden Tulpen“ bei geschickter Vertheilung hervorbringt, ein geradezu feenhafter sein.

Fr. R.

II. Der Fußwärmer „Lebensstrom“ ist ein durch Glühstoff in Gang gesetzter, selbstthätiger, strömende Wärme erzeugender Apparat, der von der deutschen Glühstoffgesellschaft in Dresden zum Preise von 3 Mk. 75 Pfg. auf den Markt gebracht wird.



Der Fußwärmer „Lebensstrom“.

Für Leute, die an kalten Füßen leiden, in fußbodenkalten Bureaux und Zimmern, für Ge-

nesende, blutarme oder ältere Personen u., zum Mitnehmen in die Kirche oder auf die Reise, ist der Apparat „Lebensstrom“ Wohlthat und Gesundheitschutz. Zum Erwärmen von Wagen und zum Mitnehmen in Schlitten sind nach demselben System größere und stabilere Wagenwärmer in kompakterer Ausführung und für zwölfstündigen Betrieb zu haben.

Ein oder zwei gut angeglühte Körper Glühstoff (Patent

Martin) werden mittelst der Zange auf das Koststieb des Einschubkastens gebracht und bei Bedarf je ein Körper kalt nachgelegt, der durch die übrigen in Gluth kommt. Das Anglühen der erstmalig eingelegten Körper erfolgt im Ofen oder Herd. Dieser neue Fußwärmer empfiehlt sich vor Allem für jene zahlreiche Klasse von Leuten mit stubensitzender Beschäftigung, die während des größten Theiles des Jahres unausgesetzt an kalten Füßen leiden.

Strafe für das Plaudern in der Kirche. — Peter der Große war ein großer Feind des Plauderns in der Kirche, vor Allem während des Gottesdienstes. Zur strengen Beobachtung einer guten Kirchenzucht hatte er nicht nur in der Hofcapelle, sondern auch in verschiedenen anderen Kirchen, welche er zu besuchen pflegte, eigene Aufseher bestellt, welche die Plauderer zum Schweigen bringen mußten. Bornehme Russen, welche geplaudert hatten, mußten beim Herausgehen aus der Kirche einen Rubel in die Armenbüchse legen, welche beim Eingang in der Kirche inwendig an einer eisernen Kette befestigt war. Geringere Russen bekamen, nach beendigtem Gottesdienste, wenn sie geplaudert hatten, auf dem Kirchhofe einige Stockschläge. Ein Ueberbleibsel von dieser Kirchenzucht origineller Art fand sich noch lange nachher in der Kirche des Alexander Newsky-Klosters — nämlich die angekettete Strafbüchse, sowie das Halseisen, welches der Zar Peter denen, die während des Gottesdienstes sich durch Plaudern oder Schlafen vergangen hatten, ohne Ansehen der Person in der Kirche anlegen ließ. S. 24.

Ein im Winter brütender Vogel. — Während die anderen Vögel mit dem Nestbau und Brüten beginnen, sobald die Natur zu grünen und blühen anfängt, macht der Fichtenkreuzschnabel von dieser Regel eine Ausnahme, denn er zieht zum Brüten die Kälte der Wärme vor: er brütet in den kältesten Monaten, im Dezember und Januar, unbekümmert um Sturm, Schnee und Frost. In der strengsten Januarälte verlassen die Jungen oftmals schon das Nest und machen sich an den Nadelholzbäumen, wenn diese auch mit Schnee belastet sind, recht lustig. Das Nest baut dieser sonderbare Vogel auf die oberen Zweige der Nadelbäume, und da zu dieser Zeit die Bäume oft mit Schnee bedeckt

sind, so ist es schwer zu entdecken. Es befindet sich gewöhnlich an einem solchen Orte, wo es von überhängenden Zweigen gegen Schnee und Regen geschützt ist. Auf einer Grundlage von Fichten- und Tannenzweigen baut der Kreuzschnabel aus Moos ein schönes, napfförmiges Nest, das er mit frischem Haarmoos, welches an Baumstämmen wächst, ausfüllt; Federn, Wolle und dergleichen findet man darin nicht. Die Eier, drei bis fünf, auch wohl sechs an der Zahl, sind grauweiß und haben am stumpfen Ende einen rothbraun gefleckten und gestrichelten Kranz.

Eine andere Merkwürdigkeit an dieser Vogelart besteht in ihrem Farbenwechsel. Bei den Kreuzschnäbeln unterscheiden sich nicht nur Männchen und Weibchen durch verschiedenartiges Gefieder, sondern sogar das verschiedene Alter und die verschiedenen Jahreszeiten bringen bei diesen Vögeln andere Farben hervor. Bald findet man einen Kreuzschnabel von grünlichgrauer oder von gelblichgrauer, bald einen von hochrother Farbe; noch andere dieser Vögel sind hellroth oder dunkelroth, ja es gibt sogar gefleckte und viel farbige Kreuzschnäbel; letztere sind in der Mauser. Dieser Farbenwechsel findet aber nur bei solchen Kreuzschnäbeln statt, die in der freien Natur leben; in der Gefangenschaft ändern sie ihre Farbe wenig oder selten. Die Kreuzschnäbel sind gesellige, höchst friedliche Thiere, die man selten einzeln, oft aber in großen Schwärmen antrifft; sie sind Strichvögel und bewohnen die Nadelholzwälder der gemäßigten Gegenden. Während der Kreuzschnabel beim Umherhüpfen auf der Erde sehr schwerfällig erscheint, klettert er mit der größten Geschicklichkeit an den dünnsten Spitzen der Zweige und an den Samenzapfen der Nadelbäume herum, wobei er seinen kreuzförmig gebogenen Schnabel nach Art der Papageien zum Festhalten gebraucht. Auch in der Gefangenschaft, an die er sich, wenn man ihn in einem starken, aus Draht gefertigten Bauer hält, bald gewöhnt, trägt er sich wie ein Papagei, indem er im Käfig beständig hin und her klettert und seinen Schnabel zum Anhalten gebraucht. Sein Gesang ist indessen von keiner Bedeutung. In Thüringen findet man den Kreuzschnabel fast in jedem Bauernhaus; er soll, wie man dort sagt, „die Krankheiten anziehen“.

S. Th.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Baldwin Möllhausens

Romane:

Der Spion.

3 Bände broschiert 10 Mk.

Die Söldlinge.

3 Bände broschiert 10 Mk.

Die beiden Nachten.

3 Bände broschiert 10 Mk.

Der Führmann am Kanadian.

3 Bände broschiert 10 Mk.

Die längst bekannten Vorzüge des Verfassers, die packende äußerst spannende Handlung, die farbenprächtigen Schilderungen kommen in diesen Romanen in einer Weise zur Geltung, welche uns das hervorragende Erzählertalent Baldwin Möllhausens auf Neue beweist.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

H. W. Kohlmann Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Romane von Georg Hartwig.

Soeben erschien:

Die Generalstöchter.

Roman.

2 Bände. Preis broschirt M. 6.50.

Das vorliegende Werk gehört wohl zu den hervorragendsten Werken des rasch in weitesten Kreisen beliebt gewordenen Verfassers. Das Leben der höheren Offizier- und Adelskreise ist meisterhaft dargestellt. Eine im höchsten Grade spannende Handlung hält das Interesse bis zum Schlusse gefangen.

Früher erschienen:

Die Goldene Gans.

Roman.

2 Bände. Preis broschirt M. 6.50.

Die Sage von Imhoff.

Roman.

2 Bände. Preis broschirt M. 6.50.

→ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ←



2. Kupfer. A. 4.

Bestimmte Nachbildung des Kupferstichs: „Die Heimkehr des Landwehrmanns.“

An unsere geehrten Abonnenten.

Um unseren geehrten Abonnenten, wie überhaupt Jedermann, Gelegenheit zur Anschaffung eines schönen und gediegenen Kunstblattes zu geben, offerieren wir den in unserem Verlage erschienenen großen prachtvollen Kupferstich:

Die Heimkehr des Landwehrmanns,

nach dem Gemälde von R. Beck gestochen von A. Wagenmann;
 Papiergröße 71 Centimeter breit und 59 Centimeter hoch,
 Stichgröße 48 Centimeter breit und 38 Centimeter hoch.

zu dem außergewöhnlich billigen Preise von
nur 1 Mark 50 Pfennig pro Exemplar.

Nach den sonst im Kunsthandel üblichen Preisen würde dieser Kupferstich, von welchem wir vorstehend eine Kleinere Kopie veröffentlichten, allerdings sehr bedeutend vertheuert zu werden. Um das Kunstblatt den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, wird dasselbe, wie schon bemerkt, nicht nur an Abonnenten, sondern auch an Jedermann in beliebiger Anzahl abgegeben. — Bestellungen nehmen wir entgegen. — Die Bestellungen in den Verlagsanstalten, Journalexpedienten und Buchhandlungen, wende man sich direkt an die Union Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, wenden.

Union Deutsche Verlagsanstalt

